Henriette Sontag.

Künstlerlebens Anfänge

in Federzeichnungen

von

Julius Gundling.

Erster Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1861.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Erstes Buch.

Auf Dornen.

Erstes Kapitel.

Bürgerlicher Taillör.

Wenn man vor einigen fünfunddreißig Jahren durch eine der belebten Straßen der Prager Kleinseite ging, so gewahrte man über dem Laden eines Schneidermeisters die Tafel: „Herloß, bürgerlicher Taillör.“

Die Tafel hing seit Menschengedenken da, und seit Menschengedenken auch hatte der kleine agile Mann, der sich da eben auf der Schwelle sonnt, den Laden inne, den er sich durch eigenthümlichen Proceß erkämpft, dessen Details allen Kunden und sonstigen Bekannten ausführlich zu erzählen der gute Meister nie müde wurde. Wie man nun schon im täglichen Leben das mühsam Errungene immer besonders werth zu halten pflegt, so hing Meister Herloß auch mit einer leidenschaftlichen Liebe an seinem

Laden, für dessen Verschönerung er Unglaubliches that.

Die Nachbarschaft vermochte sich den Schneidermeister kaum anders zu denken, als den Farbentopf in der einen, einen gewaltigen Pinsel in der anderen Hand, eine grüne Strohkappe auf dem Kopfe, und die Hemdärmel bis an den Elbogen hinaufgeschürzt. So ging Meister Herloß den ganzen Tag umher, strich an, wo es noch etwas anzustreichen gab, und erzählte dabei männiglich den Proceß, der ihn für ewige Zeiten in den Besitz des schönsten Ladens der Kleinseite gesetzt, wie er sich etwas hyperbolisch auszudrücken pflegte.

Der schönste Laden der Kleinseite schien jedoch die Kunden nicht sonderlich anzulocken, und der Meister hatte volle Muße sich als Anstreicher zu geriren. Was an Arbeit in's Haus kam, nahm der bucklige Gesell auf seine Schultern, der gleichfalls seit Menschengedenken als einziger Hilfsarbeiter im Laden saß.

Man nannte den Buckligen nur den Rockwender. Wer in der Nachbarschaft einem abgetragenen Rocke die Wohlthat des Gewendetwerdens zukommen lassen wollte, der ging nur in Meister Herloß

Laden und wandte sich da sofort an den Rockwender. Denn mit dem Meister selbst war gar nicht zu sprechen, man hätte denn den berühmten Proceß zum hundertsten Mal in den Kauf nehmen wollen. Und selbst wenn man sich zu diesem Opfer entschlossen hätte, so war die Sache noch immer riskirt. Es waren schon Fälle vorgekommen, daß Meister Herloß, während er mit einem Kunden sprach, diesen plötzlich in eigenthümlicher Zerstreutheit für einen Stuhl nahm und seine Brustfläche oder nach Umständen auch sein Gesicht grün anzustreichen anfing. Am schlimmsten kam in dieser Beziehung der bucklige Gesell weg; Herloß hatte dessen Rücken schon so oft für eine Tischecke angesehen, daß alle Kleidungsstücke des Armen bereits den grünen Stempel trugen.

Auch die zu wendenden Röcke mußte der Gesell mit den Augen eines Cerberus hüten, wollte er sie dem vandalischen Pinsel des Meisters entrücken. Wehe dem Rocke, den er an einen Nagel hätte hängen wollen — blau hingehängt wäre er gewiß in grüner Ueberkrustung in die Hände des Eigenthümers zurückgekehrt.

Auch heute hält der Meister den Farbentopf in

der Hand, indem er sich die Sonne auf den Kopf scheinen läßt. Seine Aufmerksamkeit wird, indem er die Farbe mechanisch fortrührt, durch die imposanten Zurüstungen angeregt, welche gemacht werden, um den Laden, der unmittelbar an den seinigen stößt, ungewöhnlich elegant herzustellen.

„Wer da wohl einziehen wird?“ murmelte Herloß. „Es ist doch Schade, daß ich mit dem Hausherrn seit dem denkwürdigen Processe auf so gespanntem Fuße lebe und ihn füglich nicht ansprechen und fragen kann! Man setzt neue Thüren und Auslagskästen ein — wer sie wohl anstreichen wird? Schade, daß ich mit dem Hausherrn nicht verkehre, ich würde ihm einen großen Theil der Adaptirungskosten des neuen Ladens ersparen können, indem ich aus Gefälligkeit den Anstrich auf mich nehmen würde! Grün müßte sich die Sache vortrefflich machen!“

Während Herloß so monologisirt, taucht vor dem, im Restaurirungsprocesse begriffenen Laden eine Gestalt auf, welche Herloß als die eines guten Bekannten und Mitmeisters sofort mit Beschlag belegt.

„Betrachten auch den neuen Laden, verehrter

Freund und Kollege?“ begrüßte Herloß den Fremden. „Bin begierig, was daraus werden wird! Aber bitte, treten Sie doch näher — habe Sie schon eine wahre Ewigkeit nicht gesehen! Ich glaube, Sie wissen noch gar nichts von dem Proceß, den ich gewonnen habe? Treten Sie näher — das muß ich Ihnen kurz erzählen! Sie wissen wohl, daß ich seit zwanzig Jahren in diesem Laden mein Geschäft ausübe.“

„Ist mir ganz wohl bekannt! Ich war noch Gesell und Sie hatten hier schon Ihre Werkstätte. Ist mir noch in frischer Erinnerung — bin ja als Meisterrechtswerber zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, ein Wort bei der ehrsamen Zunft für mich einzulegen. Und sie schlugen mir's ab, — weiß das noch recht gut!“

„Würde heute noch dasselbe thun,“ warf Herloß mit einer gewissen Heftigkeit dazwischen. „Mein Motto ist noch heute wie damals: der Schneider sind zu viele! Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich aufrichtig bedauere, nicht Lackirer geworden zu sein.

„Das ist Geschmacksache!“ bemerkte der Andere in trocken sarkastischem Tone und nahm eine

Prise. „Ich grolle Ihnen auch nicht wegen Ihres Motto's, wurde ich doch trotz Ihrer und Anderer Einsprache Meister, wenn ich auch vorerst die Tuberkulose nachweisen mußte. Und wie das nun so geht, die Tuberkulose verschwindet, und das Meisterrecht bleibt kleben. Aber sprechen wir doch von Ihrem Proceß — Sie erwähnten etwas."

„Richtig!" fiel Herloß dem Anderen wunderbar belebt in's Wort. „Von meinem Proceß wollte ich Ihnen erzählen. Ich habe ihn gewonnen, ich habe diesen Laden für ewige Zeit ersiegt. Als ich vor zwanzig Jahren hierher zog, hatte mir der Hausherr versprochen, mich nicht zu steigern, und mir auch nie den Laden zu kündigen. Damals hatten wir noch Krieg mit dem Napoleon, das Geschäft ging flau und die Hausherrn waren froh, wenn sie ihre Läden um Spottpreise vermiethen konnten. „„Wenn Sie Ihren Zins ordentlich zahlen,"" hatte der Hausherr zu mir gesagt, „„bleiben Sie für vierzig Gulden so lang in dem Laden, als Sie selbst nur immer wollen!"" Das war der denkwürdige Ausspruch, den ich mir wohl hinter's Ohr schrieb. Zehn Jahre hauste ich auch unangefochten in meinem Laden. Inzwischen hatten sich die Verhält-

nisse wesentlich geändert, die Läden waren ein gesuchter Artikel geworden, und der Hausherr glaubte mich eines schönen Tages durch die Ankündigung: „„Sie zahlen vom nächsten Quartal sechzig Gulden Zins!““ erschrecken zu können. Ich aber sagte ganz gemüthlich: So haben wir nicht kontrahirt. Ich habe den Laden für vierzig Gulden, so lang ich nicht freiwillig fortziehe! — Sie können sich das Gesicht des Hausherrn ausmalen, als ich ihn an seine Worte erinnerte, die er schon längst vergessen hatte.“

Wer da glaubt, daß Meister Herloß die Proceßgeschichte so ganz müssig erzählte, der irrt sehr. Er hatte dieselbe schon so oft zum Besten gegeben, daß er der Erzählung gar keine Aufmerksamkeit mehr zuwenden zu müssen in der Lage war. Desto eifriger konnte er sich mit seinem Farbentopfe befassen, und bald hatte er den Pinsel in der Hand und schwang ihn auf eine für sein Gegenüber ungemein bedrohliche Art. Als er endlich den, mit dem er eben sprach, aufforderte, sich das Gesicht des Hausherrn im Geiste auszumalen, da glaubte er dieser Phrase den entsprechenden Ausdruck durch eine Kolorirung geben zu sollen, der er einen Rock-

knopf seines Gegenübers unterzog. Ehe sich dieses Letztere dessen versah, hatte es einen grünen Knopf inmitten des kaffeebraunen Kaputrockes.

Mochte der Meister den grünen Fleck mit noch so großer Entrüstung betrachten — es half nichts mehr. Herloß entschuldigte sich mit einer leichten Phrase über seine Zerstreutheit und fuhr dann in seiner Proceßgeschichte so harmlos fort, als ob der Kaputrock vor ihm noch ganz kaffeebraun wäre, wie vordem, oder als ob es so zur Mode gehörte, inmitten eines braunen Rockes einen grünen Knopf zu tragen: „Es kam zur Klage. Der Proceß dauerte sechs Jahre, und zuletzt sollte der Hausherr schwören, daß er nicht die Worte zu mir gesagt habe, auf welche ich mein ewiges Recht auf den Laden gegen Zahlung des ursprünglich verabredeten Zinses fußte. Jetzt hatte die Stunde des Triumphes für mich geschlagen. Der Hausherr war ein gewissenhafter Mann — einen solchen Eid mochte er nicht schwören, da es doch immer möglich war, daß er die verhängnißvollen Worte zu mir gesprochen, wenn er sich derselben auch nicht mehr erinnern wollte. Er lehnte den Eid ab und schob ihn auf mich — ich konnte ihn getrost abschwören, da ich des Haus-

herrn Worte vor sechszehn Jahren mit großen Lettern in mein häusliches Vormerkbuch eingetragen hatte. Da standen sie von den Körpermaßschnüren der tausend Kunden bedeckt, denen ich inzwischen die Röcke gewendet — Sie müssen nämlich wissen, daß ich eine Art Registratur von allen Maßschnüren meiner Kunden habe, es ist das so eine Passion bei mir, wie das Anstreichen, der Mensch muß doch eine Freude haben!"

Indem Herloß so sprach, pinselte er dem rechten Aermel des kaffeebraunen Kaputrockes seines Gegenübers eine grüne Bordur auf, daß der Andere entsetzt zurückprallte.

„Bitte um Verzeihung — geschah in der Zerstreuung!" stotterte Herloß etwas verlegen.

„Ich werde meinen neuen Rock nun wenden lassen können!" murmelte der Andere unmuthig.

„Bitte, geben Sie ihn nur zu mir! Sie befassen sich wahrscheinlich nicht mit Reparaturen — haben, wie ich gehört habe, ein blühendes Geschäft — machen nur neue Röcke — wehe Ihrer Nachbarschaft! Ich bleibe bei meinem Motto: der Schneider sind zu viele! Wenn ich mir so denke, daß ein Mann wie Sie, ein Mann mit ausgebreiteter Kundschaft in

meine Nachbarschaft zöge, daß er mir alle Kunden wegkaperte, daß Niemand mehr in meinen simplen Laden käme, Alles in Ihr elegantes Gewölbe strömte: so kann mich der bloße Gedanke melancholisch machen. Ich darf mir das gar nicht ausmalen, so wird es mir vor den Augen gelb und grün!"

„Wenn es Ihnen grün vor den Augen wird, so ist das kein Wunder!" rief der Andere entrüstet, da er schon wieder einen Zuwachs von grüner Farbe auf seinem braunen Tuche sah. „Uebrigens thut es mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich den Laden hier unmittelbar neben Ihnen gemiethet habe. Er wird für mein Geschäft hergerichtet."

Herloß stand wie niedergedonnert da, als ihm diese vertrauliche Eröffnung gemacht wurde. Es war ein wahres Wunder, daß der Farbentopf nicht seiner Hand entglitt.

Als er sich von seiner Bestürzung einigermaßen erholt hatte, murmelte er tonlos: „Das ist ja nicht möglich — absolut nicht möglich — ich habe ja meinen Laden für ewige Zeit gesichert — es ist also schon ein Schneider im Hause, und zwei Schneider wird doch der Hausherr nicht in sein Haus nehmen, da würde ja Einer dem Andern im Lichte ste-

hen, Einer den Andern zu Grunde richten! Zwei Schneider sind in keinem Prager Hause, zwei Schneider können nicht neben einander bestehen, es sind ohnehin schon der Schneider zu viele, das sagte ich ja immer, und das fehlte noch, daß nun auch schon in einem Hause zu viele Schneider wären, wie ihrer in der Stadt schon längst zu viele sind! In jedem Hause ein Schneider, das ist schon übergenug! Aber zwei Schneider auf ein Haus, das übersteigt alle Begriffe!“

So tobte der bedrohte Schneider in einem Athemzuge, während ihm der Andere ruhig und mit spöttischem Lächeln zuhörte und ihn endlich mit der Bemerkung unterbrach: „Aber Sie werden doch dem Hausherrn nicht vorschreiben wollen, welche Parteien er in sein Haus nehmen soll? Haben Sie so große Rücksichten für ihn gehabt, daß Sie welche von ihm ansprechen sollten? Sie erzählten mir doch eben erst Ihren Proceß.“

„Ja richtig, der Proceß! Ich habe ihn gewonnen. Aber was nützt mir jetzt mein Sieg? Wenn er mir einen zweiten Schneider zum nächsten Nachbarn hinsetzt, so muß ich ausziehen, ich mag wollen oder nicht!“

„Mir scheint fast, der Hausherr hat nichts Anderes bezweckt, indem er mir den Laden nebenan vermiethete, als daß Sie ausziehen!“ warf der Andere sarkastisch ein.

„Welch teuflischer Plan!“ wüthete Herloß, dem ein Licht aufging. „Läßt mich den Proceß gewinnen und treibt mich, den Sieger, dennoch aus dem Hause! O über diese Bosheit! Noch heute werde ich kündigen!“

„Die Läden in der Stadt sind sehr theuer!“ höhnte der andere Schneider. „Ich zahle hundert Gulden für den Laden, der nicht größer ist als der Ihrige!“

„Hundert Gulden!“ jammerte Herloß. „Ich kann die vierzig kaum erschwingen, die ich hier zahle! Aber das thut nichts, und wenn ich ein Bettler werden sollte, ich bleibe nicht hier! Zwei Schneider in einem Hause sind eine reine Unmöglichkeit — ich ziehe aus, und wenn ich irgendwo rückwärts eine Kammer nehmen sollte, eben nur groß genug, um meinen Gesellen hineinzusetzen, damit er die Röcke wenden kann, während ich —“

„Wände und Fußboden und zur Abwechselung auch die Kunden grün anstreiche!“ ergänzte der

Andere höhnisch und empfahl sich, Herloß in vollkommenster Geistesderoute zurücklassend.

Eine Zeitlang stand der so hart vom Schicksal getroffene Schneider in stummer Verzweiflung da und schien trostlos vor sich hinzubrüten. Dann raffte er seinen Farbentopf auf, stellte ihn in einen Winkel und sagte entschlossen, seinen besten Rock anziehend, der jedoch auch merkliche Symptome von der Anstreichmanier seines Eigenthümers zur Schau trug: „Ich gehe kündigen, und der Junge muß mir aus dem Hause! Ist alt genug, soll sich sein Brod verdienen! Ich werde jetzt mit mir selbst genug zu thun haben!“

Zweites Kapitel.

Das Theilhaus der Kletteles.

Vor der Universität standen zwei junge Leute im eifrigen Gespräche. Den einen kennzeichnete sein glühendes, unstetes Auge, sein glänzend schwarzes krauses Haar und sein Dialekt als ein Kind des Judenviertels.

Der Andere trug einen abgeschobenen Kaputrock von jener unheimlichen grauen Farbe, die man im gewöhnlichen Leben mit „Pfeffer und Salz" zu bezeichnen pflegt. Die unten ziemlich abgefranste Hose war gleichfalls pfeffer- und salzfarbig und den Hut des jungen Mannes hatte mannigfaltige Wetterunbill längst röthlich gefärbt, indem sie ihn zugleich um alle Haare gebracht hatte.

Der Jüngling mochte etwa achtzehn Jahre alt sein, aber die eingesunkene Wange, die von ausgestandenem Hunger erzählte, ließ ihn etwas älter

erscheinen. Im Augenblick schien ihn wieder etwas gar hart zu bedrücken, denn er starrte gesenkten Hauptes vor sich hin, und ein wehmüthig trübes Lächeln spielte um seine wie im Schmerz zusammengekniffenen Lippen.

Der Eindruck des Aermlichen, den die ganze Erscheinung des jungen Mannes machte, wurde noch dadurch bedeutend erhöht, daß auf der pfeffer- und salzfarbenen Grundfläche des Kaputrockes hier und da große grüne Flecke und Zeichnungen sichtbar waren, die sich mitunter sehr komisch präsentirten.

„Warum hast Du heute die Stunde nicht eingehalten, Herloß?“ forschte der Jude den wortkargen Melancholiker aus. „Wenn morgen der Professor examiniren thut, und mich ruft an die Tafel, so hast Du es am Gewissen, wenn ich werde petschiert.“

„Ich werde die Lection nachtragen!“ entgegnete Herloß beschwichtigend. „Für heute wirst Du mich entschuldigen, wenn ich Dir sage, daß ich häusliches Unglück hatte.“

„Häusliches Unglück — wie heißt? Laß mich wissen Dein häusliches Unglück, vielleicht kann ich

helfen. Ich bin Dir großen Dank schuldig, daß Du mich so geduldig durchschleppst durch alle Stadien der Mathematik, von den Brüchen zu den Decimalien und weiter durch die Proportionen zu den Gleichungen! Was wäre ich ohne Dich, der Du mir Alles so lang vordemonstrirst, bis ich es begreife! Wenn Du wüßtest, wie viel Schweiß mir schon hat gekostet die Mathematik! Wer das Rechnen in Buchstaben hat erfunden, welches sie nennen die Algebra, hat nicht gewußt, welche Menschenquälerei er hat gesetzt in die Welt. Aber laß uns reden von etwas Anderem, ich bekomme ein förmliches Zittern in alle Glieder, wenn ich nur denke an die Algebra und an das Examen aus der Algebra. Du bist mir noch schuldig die Erklärung über Dein häusliches Unglück. Laß hören!"

„Ach das ist eine traurige Geschichte! Mein Vater hat mir heute angekündigt, daß er sich selbst kaum mehr durchzubringen vermag und daß ich zusehen muß, wie ich mich fortan selbst durch die Welt schlage. Nicht einmal die Wohnung kann er mir fürder mehr geben — verköstigt habe ich mich ohnehin schon längst auf meine eigene Faust!"

„Bist auch recht mager, mein armer Junge!“ warf der Andere mitleidig ein. „Aber wenn ich durchkomme beim Examen aus der Algebra, sollst Du kennen lernen meine Freundschaft! Ich will Dir geben eine Extragratifikation, daß Du Dich wirst davon satt essen können volle vier Wochen. Und was die Wohnung anlangt, so könnte ich Dir auch helfen, wenn Du wolltest wohnen bei unseren Leuten!“

„Ich bin nicht wählerisch im Punkte des Logis!“ — sagte Herloß mit traurigem Lächeln. — „Wenn man einen armen Schneider zum Vater hat, lernt man sich mit Wenigem begnügen und den Körper nach der Decke strecken. Gib mir einen Winkel in irgend einem verfallenen Hause — einen Winkel, auf welchen ich einen alten Tisch hinpflanzen kann, um daselbst schreiben und studiren zu können, und Du hast mich zum glücklichsten Menschen gemacht!“

„Top!“ — sagte der Andere freudig. — „Sollst ihn haben den Winkel und noch dazu umsonst! Was er kosten wird, der Winkel, das nehme ich auf mich — wenn Du mir dafür dankbar sein willst, so verlängere die Korrepetitionsstunden in der Al-

gebra um einige Minuten, wenn es kommt zu den Gleichungen! Jetzt kannst Du gleich mit mir gehen und Deine künftige Wohnung kennen lernen!"

Die beiden Studiengenossen arbeiten sich durch ein wahres Labyrinth von Gäßchen, deren Häuser an mehr als einer Stelle dem Einsturze nahe sind. Herloß sieht sich bald hier am Arme erfaßt und zu einem Geschäftchen eingeladen, wobei der Sohn des Ghetto, der es ihm proponirt, mitleidige Blicke auf seine abgetragenen Kleider wirft, die er durch Toilettestücke, die ganz wie neu sind, gegen Zurücklassung der alten Piecen und eine mäßige Aufzahlung, zu ersetzen verspricht; bald wieder sieht er sich halb mit Gewalt in einen Laden gezerrt, der mit altem gerosteten Eisen angefüllt ist, und in welchem man ihm eine Uhrkette zum Kaufe anbietet, die groß und schwer genug ist, um als Kuhkette dienen zu können.

Hier wie dort muß ihn sein Begleiter aus den Händen der Geschäftslustigen reißen, bis er ihn endlich in die finsterste der finsteren Gassen des Judenviertels hindurch bugsirt hat.

Es ist die Schamesgasse.

Die Schamesgasse verdiente einen Weltruf

zu genießen. In derselben ist kein Haus, welches nicht wenigstens dreißig Hausherren, und kein Zimmer, welches nicht wenigstens vier Inwohner hätte. In der Schamesgasse kulminirt das die Prager Judenstadt charakterisirende Theilhaus- und Theilstubensystem. Jeder Stein hat seinen eigenen Hausherrn, und eine Baracke, die keine dreihundert Gulden werth ist, hat ein Dutzend Hausbesitzer.

In das finsterste Haus der finsteren Gasse heißt Aron Schnackeles seinen Freund ihm folgen. Eine Holztreppe, auf welcher der Schmutz von Jahrhunderten liegt, geht es in die Höhe. Die, so die wankenden, knisternden, schiefen Stufen mühsam emporklettern, müssen ihre Kopfbedeckung abnehmen und sich dann noch tief bücken, wobei sie aber noch immer Gefahr laufen, den Mörtel von der Wand zu streifen.

Als sie die Höhe erklommen haben und in der tiefen Nacht dastehen, läßt Aron Schnackeles seine Stimme ertönen, indem er ruft: „Herr Herrschmann Kletteles! — sind Sie nicht da, Herr Herrschmann Kletteles?

Der junge Mann hat den Ruf kaum in die Dunkelheit hinausgesandt, so hört man auch schon

daß eine Thür aufgerissen wird, und da durch diese Thür ein zweifelhafter Lichtschimmer hindurchdringt, so fängt man auch nachgerade an, etwas zu sehen.

„Wer sucht den Herrschmann Kletteles?“ macht sich eine heisere Stimme bemerkbar. „Hier ist er, der Herrschmann Kletteles!“

„Ich suche nicht den Geschmeidler Herrschmann Kletteles, sondern den Gänsebrater Kletteles!“ — bemerkt Aron Schnackeles.

In diesem Augenblick wird eine zweite Thür aufgerissen, die offenbar in eine Küche zu gehen scheint, denn ein durchdringender Geruch von Speisen erfüllt sofort das Vorhaus, und eine scharfe Frauenstimme macht sich gellend geltend: „Kletteles — was soll's mit dem Kletteles? Mein Mann ist nicht zu Hause! Wer sucht ihn, den Kletteles? Soll mir sagen, was er will vom Kletteles, werde es melden meinem Mann, wenn er wird sein gekommen nach Haus!“

„Beruhigen Sie sich, Frau Sara Kletteles!“ — replizirt Aron. — „Ich suche nicht Ihren Mann, den Schølletkocher Ephraim Kletteles, sondern Herrschmann Josua Kletteles, den Gänsebrater!“

„Was soll's mit dem Gänsebrater Herrschmann Josua Kletteles?“ – tönt eine Stimme aus der Tiefe herauf. — „Hier ist er, der Gänsebrater Kletteles — ah, sehr erfreut, Sie zu sehen, Herr Aron Schnackeles!“ — Mit diesen Worten ist Herrschmann Josua Kletteles, ein kleiner Mann, der in jeder Hand zwei magere Gänse trägt, die er eben erhandelt haben mochte, die Stiege emporgeklettert, hat den Besuch erkannt, und bittet ihn nun, einzutreten.

Die beiden Studenten befinden sich in der nächsten Sekunde in einer schmalen, niedrigen Stube, deren Verrohrung durch den abgestreiften Verputz an hundert Orten hervorschimmert.

Die Stube hat drei abgesonderte Kaminplätze, und jede Kaminstätte hat ihren selbstständigen Rauchfang. Alle drei Rauchfänge haben jedoch die unfreundliche Eigenschaft, daß sie mit einer solchen Zähigkeit an dem Rauche hängen, daß sie ihm jede Möglichkeit zu entschlüpfen verkümmern.

Dank dieser sinnreichen Konstruktion der drei Rauchfänge schwebt eine ewige Rauchwolke über dem Zimmer, in welchem zugleich eine wahre Dampfbadtemperatur herrscht. Da die drei Fa-

milien, welche diese Stube bewohnen, auch in derselben ihre Mahlzeiten kochen, so ist es natürlich, wenn die Hitze die Luft in förmliche Dämpfe auflöst.

Das Zimmer zerfällt durch einen Strick in zwei Abtheilungen. Die eine derselben ist doppelt so groß als die andere und enthält auch zwei Feuerstätten. Die beiden Familien des Scholletkochers Ephraim Kletteles und des Gänsebraters Herrschmann Josua Kletteles halten zusammen und unterstützen sich auch gegenseitig in ihrem Gewerbsbetriebe. Sie brauchen keinen Strick, um ihr Zimmerterritorium zu markiren, weil sie gegenseitig sich vertragen und mit einander harmoniren.

Dagegen nimmt die Geschmeidlerfamilie Herrschmann Kletteles eine isolirte Stellung ein, die sie nicht selten sogar in feindseligen Konflikt zu ihren Stubengenossen bringt. Die gegenseitigen Reibungen nehmen mitunter einen so bedrohlichen Charakter an, daß die Markirung des gegenseitigen Terrains durch einen über die Breite des Zimmers gezogenen Strick sich als ein unabweisliches Auskunftsmittel herausgestellt hat.

Die Kleidung, in welcher die Glieder der drei Familien Kletteles, so weit sie das Geschäftsleben

nicht auf die Straße zieht, in ihren respektiven Räumen sich bewegen, ist der Temperatur vollkommen angemessen. Sie mahnt an die Zeiten vor dem Sündenfall.

Herloß und sein Freund treten in die bequemere Abtheilung der Stube und ziehen sofort die Aufmerksamkeit der außerhalb der Stricklinie befindlichen Familie Kletteles an, so daß deren Kinder neugierig bis an den Strick herantreten und den Besuch mustern, den die Nachbarn haben.

„Womit kann ich Ihnen dienen, bester Herr Schnackeles?“ — leitet der Gänsebrater Herrschmann Josua Kletteles die Unterhaltung ein.

„Ich suche eine Wohnung für einen Freund. Wenn ich mich recht erinnere, so habe ich vor einigen Tagen, als ich die Schamesgasse passirte, einen Zettel an Ihrem Hause bemerkt, der ankündigte, daß beim Gänsebrater Herrschmann Josua Kletteles eine Schlafstelle zu vergeben sei.“

„Haben Sie gelesen ganz richtig, Herr Schnackeles. Würde auch noch heute hängen der Zettel, wenn nicht gegen ihn eine Einsprache erhoben hätte der Geschmeidler Kletteles!“

Während der Gänsebrater so sprach, warf er

einen giftigen Blick auf die Stubensektion des Geschmeidlers. Die Familie dieses Letzteren schien auch keineswegs gewillt, den ihrem Haupte gemachten Vorwurf ruhig hinzunehmen. Sie erhob vielmehr ein Zetergeschrei, auf dessen Oberfläche als einzig verständliches Substrat die Worte schwammen: „Hast Du gehört, Vater! Der Herrschmann Josua Kletteles thut Dich beschimpfen!“

„Was hat er gesagt, der Gänsebrater?“ — läßt sich der Geschmeidler im hitzigen Tone vernehmen.

„Daß er hat wegen Deiner Einsprache abnehmen müssen den Zettel von der Hausthür, hat er gesagt!“ — telegraphirt ein Sprößling der Geschmeidlerfamilie Herrschmann Kletteles.

„Damit hat er nur gesagt die lautere Wahrheit!“ — entscheidet der Geschmeidler. — „Hab' ich vielleicht sollen zusehen, wie die Leute, welche die Stiege hinaufliefen, um sich die Schlafstelle anzusehen, mir das Haus über dem Kopfe zusamenfallen machten? Das Haus verträgt keine solchen Stiegenevolutionen — das behaupte ich, der Herrschmann Kletteles, und ich muß das Haus kennen, denn mir gehört der zweiunddreißigste

Theil desselben, seit ich heiße Herrschmann Kletteles!"

„Was der für ein Geschrei macht mit seinem zweiunddreißigsten Theile!" — intonirt der Gänsebrater geringschätzig. — „Als ob ich nicht besäße ein Sechszehntel von diesem Hause und neben diesem Sechszehntel nicht auch ein Eilftel von meiner Mutter her, und als ob ein Sechszehntel und ein Eilftel zusammen nicht um ein Enormes größer wären als ein Zweiunddreißigstel! Aber lassen Sie ihn reden, den Geschmeidler, Herr Schnackeles, und sagen Sie mir Ihr Anliegen. Also eine Schlafstelle suchen Sie? Kann ich Ihnen dienen mit der Schlafstelle, die ich habe zu vermiethen?"

Schnackeles warf einen besorgten Blick auf die Abtheilung des Geschmeidlers und bemerkte: „Wer weiß, ob Ihr Nachbar auf Grund seines Hausbesitztitels nicht auch gegen die Aufnahme eines neuen Schlafgenossen fortführen würde die unnachbarliche Opposition, die er hat spielen lassen gegen Ihren Zettel!"

„Sollt' es versuchen, der Geschmeidler! Möchte ihm nachweisen seinen zweiunddreißigsten Theil und ihm auf eine Linie zumessen den Raum, auf

den er Anspruch hat in diesem Hause, von welchem ein Sechszehntel und ein Eilftel mir gehört und ein Achtel dem Scholletkocher Ephraim Kletteles, mit dem ich halte gute Nachbarschaft. Seien Sie ohne Sorge, Herr Schnackeles — gegen den Zettel konnte der Geschmeidler protestiren, weil die Leute, welche die Schlafstelle besichtigen kamen, nach seiner Behauptung die Stiege ruinirten, von welcher ihm gehört der zweiunddreißigste Theil. Aber hier bin ich so gut Hausherr wie er, und er hat gar nichts darein zu reden, der Geschmeidler, wenn ich mir eine Afterpartei nehme in mein Haus und in meine Stube!"

Aron hielt eine kurze Rücksprache mit seinem Freunde, den er fragte, ob es ihm konveniren würde, hier zu wohnen. Herloß überflog den unwirthlichen Raum mit einem melancholischen Blicke. Einladendes hatte er nicht viel — der Rauch über ihm, die Siedluft um ihn, der Strick vor ihm, die kümmerlich behemdeten Sprößlinge der drei Familien Kletteles neben ihm, das Alles war ein sehr zweifelhafter Komfort.

Aber es gibt Situationen, in denen einem keine Wahl übrig bleibt. In einer solchen zwin-

genden Lage befand sich Herloß. Die Thüre des väterlichen Hauses hatte sich hinter ihm geschlossen — er wollte in dasselbe nicht mehr zurückkehren, um im Antlitze des Vaters nicht den Vorwurf zu lesen, daß er ihm eine Last sei. So fühlte er sich bei all' dem Elend, von dem er sich hier umgeben sah, seinem Freunde noch zu Dank verpflichtet, daß er ihn zum Stubengenossen der drei Häuser Kletteles gemacht, ohne daß es ihn selbst einen Heller kostete.

Die Schlafstätte war, sobald Aron einmal den Entschluß ausgesprochen hatte, die Wohnung für seinen Freund zu zahlen, leicht ermittelt. Der einzige bedenkliche Umstand war der, daß sie mit dem Fußende an den Strick stieß. Ueber diese Kalamität glaubte sich Herrschmann Josua Kletteles hinwegsetzen zu können, indem er Herloß einen guten Rath gab: „Ziehen Sie zusammen Ihre Gliedmaßen, junger Herr, wenn Sie sich legen zu Strohsack, denn eine Bettstatt kann ich Ihnen nicht stellen zur Verfügung. Für's Erste hab' ich keine und für's Zweite würde sie reichen über den Strick heraus, und Sie kennen ihn nun bereits, den Geschmeidler! Aber wenn Sie halten zusam-

mengezogen Ihren Körper, so bleiben Sie auf unserem Boden, und der Geschmeidler hat keine Ursache Ihnen zu erklären den Krieg, was er gewiß würde thun, wenn sich Ihre Ferse verirrte in sein Gebiet!"

Wir würden lügen, wenn wir sagten, daß sich Herloß allein sah, nachdem ihn Aron verlassen hatte. Ein Alleinstehen bei dieser Umgebung war gar nicht denkbar. Ein solcher Volkreichthum, wie er sich hier manifestirte, schloß jede Einsamkeit aus. Dazu kam die Unergründlichkeit der Ziffer der Gesammtbevölkerung der Stube. Es fluthete und ebbte hier von Ghettokindern, daß man gar nicht wußte, wer zum Hause gehöre und wer auf Besuch da war. In manchem Augenblick waren bis dreißig Personen in der Stube, da jede Kletteles-fraktion Besuch hatte, und dann schwirrten drei, vier selbstständige Gespräche in scharfer Lebhaftigkeit durcheinander und dazwischen schrieen und balgten sich, in verschiedene, einander auf Tod und Leben bekämpfende Heerlager getrennt, die unmündigen Geschlechter Kletteles.

Herloß sah im halben Stumpfsinn dem fast unheimlichen Treiben zu, bis dasselbe durch einen

ernsten Moment unterbrochen wurde. Auf der Schwelle des gemeinsamen Wohnzimmers der Kletteles erschien ein Mann, der einen Schriftenfaszikel unter dem Arme hatte. Sobald die Kletteles diesen Mann sahen, wurden sie mäuschenstill, denn sie kannten ihn und wußten, daß er die Macht habe über alle Möbeln im Ghetto, sofern der Eigenthümer derselben seine Giebigkeiten nicht bezahlt hatte.

„Wo ist der Besitzer dieses Hauses?" — frägt der Mann auf der Schwelle.

Kein Laut regt sich. Die drei Kletteles, welche sonst nicht träge sind im Betonen ihrer Besitztitel, scheinen plötzlich die Sprache verloren zu haben. Aber ein Bescheid muß doch gegeben werden, und so entschließt sich endlich der Geschmeidler Herrschmann Kletteles zu antworten. „Der Hausbesitzer thut nicht wohnen hier. Es sind überhaupt der Hausbesitzer hier so viele, daß wir Parteien selbst nicht wissen, wem wir sollen zahlen den Zins, und daher lieber gar keinen Zins zahlen."

Der Gänsebrater ist zwar, wie wir wissen, ein Todtfeind des Geschmeidlers, aber das verhindert

ihn nicht, zu seinem Weibe zu sagen: „Das hat er gut gesagt, der Geschmeidler! Wir zahlen lieber gar keinen Zins — das ist die lautere Wahrheit, und kein Mensch kann uns beweisen, daß wir zahlen einen Zins! Wenn man spricht mit dem Gericht, muß man sich immer fassen so schlau, daß man nicht kann Lügen gestraft werden von dem Gericht! Ich hätte den Geschmeidler nicht für so pfiffig gehalten!"

Unterdessen hatte der Gerichtsdiener aus seinem Schriftenkonvolut ein Blatt herausgezogen und fragte nun barsch: „Wer ist hier der Kletteles? Der Kletteles ist als Hausbesitzer vorgeschrieben, und da die Steuer vom Hause noch nicht bezahlt worden ist, so wird der Kletteles gepfändet!"

Eine unheimliche Stille folgt dieser Eröffnung. Der Amtsbote läßt seinen forschenden Blick durch das Gemach schweifen und scheint sich zu bemühen, den Kletteles zu erspähen. Aber da die Mienen aller Anwesenden gleich verstört aussehen, und die Bevölkerung eine so zahlreiche ist, daß Einer den Andern deckt, so gibt das amtliche Organ seine Ausforschungstendenzen auf und wartet geduldig den Bescheid ab, den ihm endlich nach langem Zögern und Ueberlegen der Gänsebrater gibt, indem

er sagt: „Ich weiß schon, wen Sie meinen, bester Herr! Sie meinen den Kletteles?"

„Ja, ganz richtig, den Kletteles."

„Und das kann Niemand anders sein, als der Kletteles, welchem gehört ein Viertel dieses Hauses. Sonst sind nur Leute da, denen ein Zweiunddreißigstel oder ein Sechszehntel vom Hause gehört, oder wenn es gut geht, ein Eilftel oder ein Achtel. So lange aber Einer da ist, dem ein Viertel gehört, kann man den nicht betrachten und vorschreiben als Hausherrn, dem nur gehört ein Zweiunddreißigstel! Wenn Sie aber suchen den Kletteles, dem ein Viertel gehört von diesem Hause, so haben Sie sich umsonst bemüht hieher, denn der Hasenbalghändler Kletteles hat gar keinen bestimmten Wohnort, er zieht den größten Theil des Jahres im Lande umher und macht Geschäfte in Bälgen. Nur wenn er kommt zuweilen auf acht oder vierzehn Tage in die Stadt, geben wir ihm hier Unterstand, blos weil ihm gehört ein Viertel vom Hause."

„Wie heißt der Hasenbalghändler Kletteles mit dem Vornamen?" frägt der Amtsdiener.

„Wie soll er heißen, der Hasenbalghänd-

ler? David Jonathan heißt er, der Hasenbalghändler."

„Dann stimmen die Buchstaben nicht," sagte der Amtsbote, den Pfändungsauftrag anblickend. „Hier heißt es: H. Kletteles! Der H. Kletteles wird gepfändet. Wer ist hier der H. Kletteles?"

Jetzt war die Bombe geplatzt und eine allgemeine Bestürzung war die Folge ihres Einschlagens. Die Verwirrung war so groß, daß sie selbst die feindlichen Häuser Kletteles einander wieder näher brachte. Das Unglück füllte die Kluft des Hasses aus, die so lange zwischen ihnen gähnte, und trieb sie zu gemeinsamem Handeln, um der Katastrophe mit Energie die Spitze zu bieten. Kaum hatte der Amtsdiener zu erkennen gegeben, daß er auf den H. Kletteles fahnde, so hatten sich auch schon des Geschmeidlers und des Gänsebraters Blicke in wunderbarer Versöhnung gefunden. Im nächsten Augenblick stürzten die beiden H. Kletteles auf einander zu und prallten beide an den Strick an, der, ein Symbol der Urfehde, die feindlichen Häuser bisher getrennt hatte.

„Wirst Du weggeben den Strick, Noe?" rief der Geschmeidler seinem ältesten Sprößlinge zu.

„Was soll bedeuten der Strick zwischen Freunden? Zwischen dem Geschmeidler Kletteles und dem Gänsebrater Kletteles ist fürder kein Strick mehr von Nöthen; nicht wahr, Josua Kletteles, Ihr tragt mir die alten Geschichten nicht nach?"

Der Gänsebrater zeigte ein gleich versöhnliches Gemüth. Noe Kletteles nestelte den Knopf los, der den Strick an dem Nagel in der Mauer festhielt, und die nächste Sekunde schon sah die früheren Feinde in lebhafter, freundschaftlicher Debatte, von welcher jedoch die Umstehenden auch nicht ein einziges Wort vernahmen, so leise wurde sie geführt. Der Amtsbote hatte nicht einmal nöthig, die Friedensunterhandlungen der beiden Versöhnten durch ein energisches: „Nun, wer ist hier der H. Kletteles — werde ich es endlich erfahren?" zu unterbrechen, der Geschmeidler und der Gänsebrater stoben schon einig über die einzuhaltende Operationsbasis aus einander, und der Gänsebrater sagte fest: „Ein H. Kletteles existirt hier nicht! Ein löbliches Amt thut sich irren, wenn es hier sucht einen H. Kletteles!"

„Der H. Kletteles muß hier sein! Wie ist Euer Vorname?"

Die Frage galt dem Geschmeidler, der sich beeilte, unerschrocken zu antworten: „Ich heiße Herrschmann Kletteles.“

„Nun, da haben wir ja den H. Kletteles!“ rief der Gerichtsdiener triumphirend.

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr,“ mischte sich der Gänsebrater in den Dialog, „ich heiße auch Herrschmann Kletteles!“

„Das wäre!“ murmelte der Gerichtsdiener verblüfft. „Also sind hier zwei H. Kletteles?“

„Nicht zwei H. Kletteles, sondern zwei Herrschmann Kletteles!“ replicirte der Gänsebrater unerschrocken. „Denn wer kann behaupten, daß ein hohes Gericht unter dem H. Kletteles eben versteht den Herrschmann Kletteles? Es kann eben so gut meinen den Henoch, den Hesekiel Kletteles und so weiter. Wer wird nun vorgreifen wollen der Weisheit einer hohen Behörde, um zu pfänden den Herrschmann Kletteles, wo vielleicht gemeint ist der Henoch Kletteles?“

„Solche unstichhaltige Einwürfe können mich von der Vornahme der Pfändung nicht abhalten!“ entschied der Gerichtsdiener nach kurzem Ueberlegen. — „Der H. Kletteles ist zu pfänden, und da

hier ein H. Kletteles, beziehungsweise ein Herrschmann Kletteles wohnt, auf welchen der Anfangsbuchstabe offenbar gemünzt ist, so erfülle ich meine Pflicht, indem ich den Herrschmann Kletteles pfände."

„Das wäre sehr klug gesprochen," meinte der Geschmeidler, seinen letzten Trumpf ausspielend, wenn es hier nur geben würde einen Herrschmann Kletteles. Da es hier aber gibt zwei Herrschmann Kletteles, so ist es unentschieden, welchen von beiden hat gemeint eine hohe Behörde, und ehe ausgetragen ist diese wichtige Frage, kann doch nicht sein die Rede von einer Pfändung."

Dem Amtsboten blieb nichts übrig, als einer solchen Argumentation gegenüber die Segel zu streichen und sich erst gehörigen Ortes zu instruiren, welchem von den beiden Herrschmann Kletteles der Pfändungsauftrag gelte, ob dem Geschmeidler oder dem Gänsebrater. Mit triumphirendem Händereiben begleiten die beiden H. Kletteles den Gerichtsdiener bis zur Thür, und sobald sich die letztere hinter dem ungebetenen Gaste geschlossen hat, richten sie ihre von demüthigen Bücklingen ganz gekrümmten Rücken strammer, und der Ge-

schmeidler Kletteles bemerkt: „Jetzt müssen wir sehen, daß wir zusammensparen die Steuer, damit er nicht wieder kommt, der Herr Pfändungskommissär.“

Drittes Kapitel.

Eine Krise.

„Ob du gerad sitzen wirst, Gallus!“ knurrte der alte Konservatoriumsdiener, seinem jüngsten Söhnchen, das ihm gerade gegenübersaß, einen grimmigen Blick zuschleudernd, daß der Knabe schier darob erschrak und zusammenfuhr.

Eine tiefe Stille herrschte, nachdem der Vater die rauhe Rüge erlassen, an dem Tische, und kein Glied der Tafelrunde fühlte sich gestimmt, das eintönige Geklapper der Eßwerkzeuge durch ein lautes Wort zu unterbrechen.

Der Stillsten Stillster war aber der kleine Gallus, und doch strich schon wieder des Vaters Blick wetterleuchtend über die gedrückte Gestalt des Knaben. — „Daß doch der Gallus keinen Augenblick still sitzen kann!“ — grollte der Alte, das Kind mit einem Blicke anstarrend, der geeignet war,

dem kleinen Gallus die Haare aufwärtssträuben zu machen.

„Aber so laß doch den Gallus einmal in Ruhe — ich weiß nicht, was Du immer mit dem armen Jungen hast, er sitzt ja wie angenagelt!“ — sagte die Frau Konservatoriumsdienerin, welche das ewige Nergeln an dem Knaben Gallus endlich zu ärgern anfing.

Der Knabe warf einen dankbaren Blick auf die Mutter. Das Haupt der Familie schien wirklich seine Aufmerksamkeit von dem Knaben Gallus ablenken und einem anderen Familiengliede zuwenden zu wollen — aber Gallus schien nun einmal eine Art Magnet zu sein, der des Vaters Blick und Unzufriedenheit immer wieder auf sich zog. Ehe sich Gallus dessen versah, ruhte schon wieder des Vaters strenges Auge auf ihm, und die polternde Stimme des Stammhalters der Menzelius ließ sich vernehmen: „Wie mich der Gallus heute anglotzt — der Knabe bringt mich noch zur Verzweiflung mit seinen Augen!“

Der Knabe zog ein weinerliches Gesicht, welches die Intervention der Mutter aufrief. — „Ob Du mir jetzt den Gallus — Gallus sein lassen

wirst!" — erhitzte sich die Frau, die das ewige Hofmeistern ihres kleinen Lieblings nicht vertragen konnte.

„Warum heißt der Junge Gallus!" — polterte der Alte.

„Warum hast Du ihn Gallus taufen lassen!"

„Warum? Warum sonst, als weil ich ein ordentlicher Hausvater bin, der an die Zinszeit erinnert sein soll und will!"

„Dann sei zufrieden, daß Dich der Knabe an die Zinszeit erinnert, und laß ihn in Frieden!"

Der Alte schwieg eine Weile und beschäftigte sich mit dem Rindsknochen, den er von jedem Fleischatom mit einer, einer größeren Sache würdigen Beharrlichkeit zu säubern suchte. Bald aber schweifte sein Auge vom Knochen auf des Gallus blühende Gestalt ab, die etwas aufgehellten Züge verfinsterten sich wieder, und ein strenges „Aber Gallus!" entschlüpfte unwillkürlich der Lippe.

„Das ist ja eine wahre Manie mit dem Gallus!" — ereiferte sich die Frau. — „Da sitzt der Georg und macht eine Dummheit über die andere — warum hast Du für den kein strafendes Wort?"

„Das ist der Georg!“

„Und sieh' mal den Jakob an — eben hat er sich die Sauce auf das neue Beinkleid gegossen!“

„Was kümmert mich das? Das ist Deine Sache! Mit dem Jakob habe ich nichts zu schaffen! Aber der Gallus“ —

„Der Gallus ist ein guter Junge und ich nehme ihn in Schutz gegen Deine grundlose Heftigkeit!“

„Schön — schön — stifte nur Rebellion gegen den Vater — das hat man davon, wenn man ein ordentlicher Hausvater ist, wenn man seine Kinder nach den Zinsterminen taufen läßt, um immer an dieselben gemahnt zu sein!“

„Die Kinder haben was Rechtes von ihren Taufnamen!“ fiel die Mutter ein. — „Wenn die Zinszeit kommt, die sie repräsentiren, so können sie vor lauter Angst und Schrecken schier die Seele aushauchen! Was kann der Junge dafür, daß Du ihn hast Gallus taufen lassen, um den Gallizins immer vor Augen zu haben, auf ihn zu sparen und ihn zu guter Stunde abzuführen? Kaum nähert sich der Gallitermin, so quälst Du den armen Jungen auf jede erdenkliche Art und läßest es ihm entgelten, daß er Gallus heißt!“

„Es ist aber auch eine abscheuliche Sache um den Zins — wenn ich ihn einmal vom Halse habe, ist mir's leichter! Morgen haben wir den Gallustag, morgen gehe ich zum Hausherrn, zahle meinen Gallizins und dann" —

„Dann hat der Knabe wieder Ruhe vor Dir!"

„Bis zum nächstjährigen Gallitermin!" — murmelte der Alte, unwillkürlich sich selbst persiflirend.

„Ja wohl — aber seine Schwester löst ihn ab! Wie Lichtmeß herannaht, so wird die arme Marie das Familienaschenbrödl, an der dann kein gutes Haar bleibt, bis Maria Lichtmeß vorüber ist! Nachher trifft den Georg die Reihe und wenn dessen Märtyrerzeit vorüber ist, muß der arme Jakob an die Tour! Das sag ich Dir, wenn ich, was Gott übrigens verhüten möge, noch zehn Kinder haben sollte, nach den Zinstagen dürfte mir keines mehr getauft werden!"

„Laß gut sein, Alte! Wer weiß, ob wir nicht schon längst des Zinses wegen gepfändet worden wären, wenn unsere Kinder uns die Termine nicht immer vor dem Auge hielten! Da gibt es tausend nothwendige und dreitausend scheinbar nothwendige Dinge in einer Hauswirthschaft, und ehe

man sich dessen versieht, ist das Bischen Geld, das man einnimmt, verpufft — etwas trinken will der Mensch auch mitunter und etwas schnupfen — ich sage Dir, die Namen unserer Kinder sind ein wahres Glück für uns!"

„Ich will Dir nicht widersprechen, sobald Du die armen Geschöpfe für ihre unfreiwilligen Firmen nicht büßen lässest!"

„Ja sieh — ich hätte den armen Gallus — komm her, guter Junge und fürchte Dich nicht — lange nicht so gequält, wenn ich nicht noch etwas auf dem Herzen hätte, was mir dieses schier abdrückt. Das arme Kind! Es lebt nur in der Musik, im Gesang und nun —"

„Von wem sprichst Du denn?"

„Ach von wem denn sonst als von der Jette!"

„Von der Jette!" wiederholte die Frau lebhaft und setzte rasch hinzu: „Es droht dem lieben Mädchen doch kein Unglück?"

„Das Schlimmste von der Welt! Es ist aus — ganz aus — und wenn ich mich darüber auch zu Tode ärgerte und grämte, ich kann es doch nicht ändern!"

„So sag' doch, was es gibt!"

Der Alte schickte sich eben zu einer Antwort an, als an die Thür gepocht wurde.

„Das ist sie!" — rief der Konservatoriumsdiener entsetzt und sprang von seinem Sitze empor. „O du mein Himmel — wenn mir nur diese nächste Stunde erspart wäre — ich glaube, ich gäbe den mühsam zusammengesparten Gallizins dafür und finge von Neuem an zu sparen. Gallus, schrecklicher Junge, was glotzest Du mich so starr an!"

Frau Menzelius hatte inzwischen „Herein" gesagt und der Ruf hatte ein hübsches, junges Mädchen auf die Schwelle der Stube gelockt. Da stand das frische, blühende, kaum fünfzehn Jahre alte Kind, ein Notenheft unter dem Arm, und musterte mit ihren hellen, klugen Augen das Zimmer.

Der kleine Gallus achtete nicht auf die letzte Strafrede des Vaters, sondern stürzte mit einem fröhlichen: „Ah — Fräulein Jette — liebes, gutes Jettchen!" auf das Mädchen zu und umklammerte es, während seine Geschwister mit gleich freundlicher, wenn auch minder stürmischer Zuthunlichkeit um den jugendlichen Gast sich gruppirten.

Nur der alte Kajetan Menzelius theilte die allgemeine Freude nicht, sondern ging kopfschüttelnd und brummend im Zimmer umher und vermied es sichtlich, Fräulein Jette anzusehen.

Nachdem Letztere den Bewillkommnungen der Kinder genuggethan, wandte sie sich mit neckischer Geberde an den Konservatoriumsdiener und rief munter: „Nun, mein alter Kajetan, welch ein Gesicht machen Sie wieder? Wie kommen Sie mir vor? Halt, sag ich! Rennen Sie nicht so wüthend im Zimmer umher, sondern stehen Sie mir Rede! Hat man die Briefarie zu Ende geschrieben?"

Der Alte entwand sich dem Mädchen, das ihn bereits bei der Schulter erhascht hatte, und murmelte: „Werden Sie nicht mehr nöthig haben, die Briefarie!"

„Was brummt man da, um sein'e Fahrlässigkeit zu bemänteln?" — fuhr das Mädchen lustig fort.

„Werden meine Notenköpfe überhaupt nicht mehr brauchen!" — warf der Alte hin, ohne das Mädchen anzusehen.

„Was schwatzt man da? Gibt es Jemanden, der schönere Notenköpfe zu malen verstünde als

der Konservatoriumskustos Herr Kajetan Menzelius? Aufgepaßt, Alterchen, und aufgeschaut! Was hat man heute gegen die Jette, daß man ihr nicht Rede stehen will!“

Und wieder erhaschte das Mädchen den Alten und zog ihn an sich heran. Dieser faßte sich endlich ein Herz und sah dem jungen Kinde ins Auge. — „Wenn Sie wüßten, liebes Fräulein!“ murmelte er trostlos.

„Was weiß ich nicht? Warum sagt man mir nicht, was ich nicht weiß? Man ist doch sonst immer recht lieb und aufrichtig gegen mich — also sei man es auch heute und sage der Jette, was die Jette zu wissen braucht. Das Andere kann man für sich behalten — denn Jette ist gar nicht neugierig!“

Kajetan sah keinen Ausweg mehr und sagte düster: „So will ich es Ihnen denn sagen, mein gutes Fräulein — lieber auf einmal als tropfenweise — es ist doch besser, ich sage es Ihnen, als Sie bekämen es zuerst von Jemand Anderem zu hören. Aus meinem Munde wird es Sie doch weniger kränken!“

„Welche Einleitung, Alterchen, und welche Lei-

chenbittermiene!“ rief das Mädchen immer noch in argloser Heiterkeit. — „Sollte man nicht denken, es ginge mir ans Leben!“

„Das thut's auch, mein gutes Fräulein — an das innere Leben gewiß, so wie ich Sie kenne! Man will Sie nicht mehr im Konservatorium haben — so, nun ist's heraus!“

Das Mädchen stand wie vom Donner gerührt da. Der Alte wagte nicht sie anzusehen; die Kinder selbst, die bisher unbekümmert um die Unterhaltung, welche die Großen mit einander verführten, lustig fortgetollt hatten, wurden unwillkürlich still, als ahnten sie, daß der Schatten eines Kummers durch das Zimmer schlich.

Jetzt füllten sich die Augen des armen Kindes, das bisher fassungslos dagestanden war, mit Thränen, und ein schmerzhaftes Lächeln zuckte um ihre Lippen auf. „Man will mich also nicht mehr, sagen Sie, Kajetan? Und das, weil man mich für talentlos hält — nicht wahr?“

„Es scheint so!“ beantwortete Menzelius im Tone tiefer Bekümmerniß die an ihn gerichtete Frage mit unsicherer Stimme. „Ich war ungesehener Zeuge eines Gespräches des Konservato-

riumsdirectors mit dem Gesangslehrer. Man sprach über Sie und sprach Ihnen jede Zukunft ab. Sie hätten Ihre Laufbahn verfehlt, sich selbst und Ihren schwachen Kräften zu viel zugetraut, als Sie sich der künstlerischen Laufbahn zuwandten. Keine Stimme, kein Talent, nichts als viel guter Wille, der es höchstens zur traurigen Mittelmäßigkeit bringen kann! So lautete das Urtheil, das man Ihnen sprach. Sie können sich meinen Gemüthszustand denken, als ich die Herren, die das Alles aus dem Grunde heraus verstehen müssen, so sprechen hörte; ich kenne Ihre Liebe für die Kunst, den Eifer, mit dem Sie ihr nachstreben — diese innige Begeisterung für die Kunst war es ja, die mir Sie so lieb und werth machte, daß ich wieder mit einer Art Liebe an Ihnen hing, von der ich mir gar keine Rechenschaft zu geben vermag. Und nun hörte ich, wie man den Stab brach über Ihr ganzes Streben, ohne beurtheilen zu können, ob man Recht habe mit dem harten Urtheil. Was ich gehört habe, drückte mir schier das Herz ab — ich konnte es nicht bei mir behalten — ich mußte es Ihnen sagen, damit Sie sich darnach einrichteten. Denn sollte ich zusehen, daß Sie hier harmlos um-

herwandelten, unter Leuten, die Sie aufgeben und Ihnen in ihren Gedanken jede Zukunftshoffnung abschneiden? Und einmal hätte man es Ihnen doch beigebracht, und dann wäre es Ihnen gewiß herber vorgekommen als jetzt, wo es Ihnen der alte Kajetan in wohlmeinender Absicht sagte!"

Die Augen des alten Mannes hatten sich gefeuchtet, als er im schmerzlich anklingenden, herzlichen Tone so sprach und dabei die Hände des Mädchens ergriff und sie unwillkürlich an sich drückte.

Henriette sah ihn, unter Thränen lächelnd, dankbar an und sagte: „Sie haben mir einen großen Dienst geleistet, Kajetan, indem Sie mir sagten, was Sie wußten. Sie haben nicht wie ein Fremder — Sie haben wie ein Vater an mir gehandelt. Glauben Sie nicht, daß mich das, was Sie mir sagten, entmuthigt. Es macht mich zweifeln an mir selbst und meiner innern Kraft, aber es kann mich noch nicht bestimmen, den Weg zu verlassen, den ich für den rechten und wahren halte, weil ich ihn mit begeisterungskräftiger Liebe angetreten habe. Ueber meine Zukunft werde ich noch

Andere absprechen lassen. — Andere, die ganz unparteiisch sprechen sollen, weil sie mich bisher gar nie gesehen haben. Hier hat man Sympathien und Antipathien, die nicht immer die Kunst allein im Auge halten. Hier ist auch, nach dem was Sie mir enthüllt haben, meines Bleibens nicht länger. Ich gehe selbst, um nicht gehen zu müssen — nun ich weiß, wie man über mich denkt und urtheilt, kann ich nicht schnell genug gehen, um ohne öffentliche Kränkung gehen zu können. Was ich jetzt thun will und muß, ist mir klar, ich werde meine Sache einem strengen und unparteiischen Richter anheimstellen, der mir das entscheidende Wort sprechen soll. Ich weiß, wo ich ihn zu suchen habe — leben Sie wohl, guter Kajetan, ich werde Ihnen aus Wien schreiben, welches Urtheil Kanne, der strenge Kritiker, über mich gesprochen hat!"

„Sie wollen Kanne fragen?" rief Kajetan, „Kanne — den unzugänglichen Redakteur der Wiener Zeitschrift für Musik — der wird Sie vollends zurückschrecken — der wird Sie eher vernichten, als ermuthigen."

„Sie haben vergessen, Kajetan, daß ich Wahr-

heit will — nichts als Wahrheit, und die mir zu sagen, ist Kanne der einzige Mann!"

„Ich wünsche Ihnen nur den Muth, seine Wahrheit zu ertragen!"

Viertes Kapitel.

Das Haus des Fagottbläsers.

Der Fagottbläser im Orchester des Theaters, Herr Prokop Orgelmeister, hatte in einer der schönsten Straßen der Altstadt eine stattliche Wohnung von sechs Zimmern inne, die jährlich mehr kostete, als das Fagott eintrug. Der den ganzen Gehalt absorbirende Zins brachte den wackern Fagottbläser jedoch in keine Verlegenheit. Er hatte so viele Ressourcen, daß er einer noch größeren Auslage gewachsen gewesen wäre.

Da war zunächst Frau Orgelmeister, die sich ein Vergnügen daraus machte, jugendliche Wesen weiblichen Geschlechtes, die von einer höheren künstlerischen Laufbahn träumten, mit den Anfangsgründen der Gesangskunst bekannt zu machen. Zu gewissen Tageszeiten war der Salon der Frau Milada Orgelmeister anzuschauen wie eine Musterkarte

von schwächlichen Sopranstimmen, und wenn sich Jemand die Mühe genommen hätte, nach einer Gesangsstunde die falschen Töne, oder die unter den Tisch gefallenen Noten von den Parketten zusammenzukehren, er hätte ein ganzes Register von Dissonancen zu Stande gebracht.

Parallel mit den vokalen Bestrebungen der Frau Milada Orgelmeister gingen die fagottlichen ihres Gemahls. Herr Orgelmeister bemühte sich auf jede Art, Propaganda für das Fagott zu machen, das er als ein bisher noch wenig ergründetes und gekanntes und einer großen Zukunft fähiges Instrustrument darstellte. Er veranstaltete Konzerte auf dem Fagott und setzte Alles daran, in jede Akademie, die Jemand anderer arrangirte, eine Fagottnummer hineinzuschmuggeln; er schrieb Variationen und Sonaten für das Fagott und nahm hoffnungsvolle junge Leute an, die sich mit einem Armuthszeugnisse und einer guten Lunge auswiesen, um sie gratis in die Geheimnisse des Fagotts einzuweihen. Bei dieser Verallgemeinerung des Fagotts konnte es nicht fehlen, daß dasselbe eine Art Modeinstrument wurde, und daß hier und da auch bemittelte Leute ihr Geld daran setzten, um

in der Welt des Fagottes heimisch zu werden. So hatte Orgelmeister nach und nach einen Kreis von zahlenden Fagottschülern um seine Person gebildet, und seine Fagottrevenuen schließlich dadurch vermehrt, daß er eine mustergiltige Fagottschule schrieb, welche zwar vornehmlich von seinen Schülern gekauft wurde, jedoch auch auswärts als ein epochemachendes Werk schon darum Beachtung und Bezahlung fand, weil sie ein Unikum in den Katalogen musikalischer Unterrichtswerke war. So gründlich und weitschweifig war das Fagott noch nie behandelt worden — wer die Fagottschule Prokop Orgelmeisters durchstudirt hatte, mußte nothwendig ohne jede fremde Zuthat das Fagott und seine Behandlung aus dem Fundamente verstehen oder gar keinen Fagottsinn im Hirne haben.

Aber nicht blos im Fagott des Familienhauptes und in der Gesangsschule der Frau Orgelmeister wurzelten die Existenzbedingungen der Familie Orgelmeister. Dieselbe wußte ihre Einkünfte dadurch wesentlich zu steigern, daß sie eine gute Anzahl weiblicher Wesen, die sich, mit ihrer Heimath außerhalb der Hauptstadt wurzelnd, in der

letzteren einer künstlerischen Karrière widmeten, in Kost und Pflege nahm. So zählten mehre Schülerinnen des Konservatoriums und mehre junge Damen, die sich der dramatischen Kunst widmen wollten, zu den Kostzöglingen der Familie Orgelmeister und halfen den Wohlstand und Komfort derselben täglich mehren.

Durch die verschiedenartigen künstlerischen Elemente, welche Orgelmeister in seinem Hause vereinigte, wurde es ihm möglich, der Welt zeitweilig glänzende Schaustellungen zu bereiten, die sein Haus wieder mit einem vortheilhaften und lukrativen Lustre zu umgeben geeignet waren. Wenn Orgelmeister seine Fagottschüler in's Feld rief, wenn Frau Orgelmeister das Heer ihrer Vokalistinnen dazustoßen ließ, wenn sich endlich die Opernschülerinnen, die Orgelmeister in der Kost hatte, dem Ensemble anschlossen, so wurde es dem spekulativen Manne leicht, von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung große musikalische Produktionen zu veranstalten, zu denen er die Karten nicht selten mit Vortheil an den Mann brachte.

Man muß jedoch gestehen, daß der Erwerb dem guten Manne nicht selten recht sauer gemacht

wurde. Die Proben hatten für ihn immer so viel Verdruß und Kummer im Gefolge, daß eine Art Heroismus dazu gehörte, um sich stets wieder von Neuem den alten Fährlichkeiten preiszugeben.

Zur Ehre der Fagottisten und Vokalisten sagen wir es jedoch rund heraus, daß nicht sie es waren, die dem Konzertmeister die Hölle heiß machten. Was Herrn Orgelmeister nicht selten zur Verzweiflung trieb das war nichts mehr und nichts weniger als ein einfaches Fauteuil. Orgelmeister hatte es in einer Lizitation erstiegen und hütete es nun mit rigoröser Aengstlichkeit als den höchsten Hauspenaten.

Das Fauteuil mit seinem rothledernen Ueberzug, seinen blanken Stahlknöpfen und seinen Rollfüßen war Orgelmeisters Stolz und Freude. Er sah in ihm den Kulminationspunkt häuslichen Komforts, und demgemäß hatte sich bei ihm eine Art Verachtung einer jeden Haushaltung herausgebildet, welche unter ihren Einrichtungsstücken kein Fauteuil aufzuweisen hatte. Wenn Herr Orgelmeister schlagend den Wohlstand eines Hauses charakterisiren wollte, so sagte er ganz einfach mit Nachdruck: „Sie haben ein Fauteuil!“

Wer sich einen Angriff auf Orgelmeisters Fauteuil erlaubt hätte, würde dem guten Manne das innerste Leben angegriffen haben. Das galt so buchstäblich, daß Orgelmeister jede Berührung seines Fauteuils durch eine unberechtigte Hand ein Gräuel war, der ihn in die größte Aufregung versetzte. Berechtigt im Fauteuil Platz zu nehmen waren nur das Familienhaupt, dessen Lebensgefährtin und ausnahmsweise die weiblichen Kostzöglinge. Wehe dem, der, außerhalb dieses begünstigten Kreises stehend, es gewagt hätte, Hand an das Fauteuil zu legen. Da stand es unter dem großen Spiegel, und Orgelmeister hatte sein Vergnügen daran, wenn der Spiegel das Bild reflektirte. Dann kam es ihm vor, als hätte sein Haus einen immensen Aufschwung genommen, den er nicht besser signalisiren konnte, als durch das luxuriöse Vorhandensein zweier Fauteuils. So war schon ein Jeder Orgelmeisters natürlicher Feind, der das Fauteuil vom Spiegel wegrückte und ihn so um die süße Illusion brachte, dasselbe durch eine Art Fata Morgana verdoppelt zu sehen.

Wir sagten, daß sich die Musikproben zu wahren Torturstunden für den armen Hausherrn qua-

lifizirten, und wir haben eben Gelegenheit, ihn zu so kritischer Stunde in's Auge zu fassen.

Der Salon starrt von Menschen, denn es ist die Generalprobe zu der nächstens stattfindenden musikalischen Akademie, und die Glanznummer dieser letzteren soll Karl Maria Weber's „Aufforderung zum Tanze" sein, welche eben erschienen war und die der Fagottverehrer sofort für sechszehn Fagotte zurecht gemacht hatte. Die Fagotte werden eben gestimmt, um die ihnen zugedachte Riesenaufgabe mit Ehren bewältigen zu können, als Orgelmeister in dem Moment, wo er sich an das Klavier setzen will, um bei dem Fagottkonzert die leitende Stimme zu führen oder zu spielen, eine verdächtige Gestalt gewahrt, welche das unter dem Spiegel stehende Fauteuil mit Unheil verkündendem Schleichen umkreist. Jetzt ist es geschehen, — der Attentäter hat sich im Fauteuil niedergelassen. Orgelmeister scheint den Unglücklichen mit den Augen verschlingen zu wollen, und mit Mühe würgt er ein grobes Wort nieder, da er in dem unrechtmäßigen Fauteuilinhaber einen Violinspieler erkennt, der in der Produktion mitwirken soll und mit dem er sich durchaus nicht verfeinden darf.

Aber ebensowenig darf das Fauteuil von unberufener Seite abgenützt werden. Orgelmeister, durchaus nicht in der Gemüthsverfassung, Webers Aufforderung zum Tanze dirigiren und begleiten zu können, ehe das Fauteuil nicht wieder frei geworden, faßt einen heroischen Entschluß. Er geht auf die erste beste Dame zu, die in der Nähe lehnt, ergreift sie galant bei der Hand, führt sie zu dem Fauteuil und bittet sie, sich da niederzulassen, da es ihm peinlich sei, ein so ätherisches Wesen sich durch langes Stehen abmühen zu sehen.

Der Fauteuilinhaber schaut verblüfft drein, aber die Regeln der Galanterie erlauben keine Einsprache, er muß noch gute Mienen zum bösen Spiel machen, und Orgelmeister geht in beruhigter Stimmung an das Klavier. Er weiß sein Fauteuil in guten Händen, und wird es auch abgenützt, so geschieht die Abnutzung doch durch ein fauteuilfähiges Mitglied des schönen Geschlechtes, was dann minder schmerzlich ist.

Die Probe hat eben geendet, als Henriette, eine der bei Orgelmeister in Kost und Wohnung untergebrachten Damen, aus der Konservatoriumsschule heimkehrt, in welcher sie sich für den dra-

matischen Gesang ausbildet. Henriette ist in gedrückter Stimmung, denn sie war eben bei Menzelius, der ihr die peinliche Kunde beigebracht, daß ihres Bleibens in der Schule des Konservatoriums nicht länger sei, und kaum hat sie die böse Nachricht verwunden, so erwartet sie schon eine andere unangenehme Kunde, die ihr Orgelmeister jetzt mit den Worten mittheilt: „Ich habe vor einer Stunde einen Brief Ihres Oheims erhalten, Fräulein Jette, der mir das Kostgeld für Sie leider kündigt. Ihr werther Oheim ist im Begriffe, sich von Neuem zu verehelichen, und die damit zusammenhängenden Auslagen setzen ihn außer Stand, sich für Sie in Zukunft in gleich ausgiebiger Weise wie bisher zu interessiren.

Henriette schweigt einen Augenblick, traurig überrascht, dann sagt sie gefaßt: „Es ist doch wahr, daß selten ein Uebel allein kommt — das ist nun der zweite Schlag, der mich in dieser Unglücksstunde getroffen. Aber er paralysirt doch wieder den ersten, denn er entbindet mich jeder Rücksichtsnahme und stellt mich auf meine eigenen Füße, wie er mich auf eigene Kraft verweist. Ich werde die Konservatoriumsschule verlassen,

lieber Herr Orgelmeister, und Sie würden mir einen letzten, freundlichen Dienst erweisen, wenn Sie das dort mit meinem aufrichtigen Danke für den bisher genossenen Unterricht meldeten. Sagen Sie, ich sei entschlossen, der Kunst zu entsagen und mich praktischeren Sphären zuzuwenden — sagen Sie das und seien Sie einer freundlichen Aufnahme Ihrer Botschaft in vorhinein versichert!"

Orgelmeister übernahm den Auftrag und übergab Henrietten noch einen Brief, den ihr Oheim dem an ihn gerichteten Schreiben unter ihrer Adresse beigelegt hatte. Henriette erbrach ihn und fand neben vielen freundlichen Worten, welche die herbe Pille überzuckern sollten, einen kleinen Geldbetrag, der ihr über die nächste Zeit hinweghelfen sollte, bis sie einen Entschluß über ihre Zukunft gefaßt hätte.

Henriette nahm das Geld mit schmerzhaftem Lächeln, indem sie zu sich selbst sagte: „Du kleines Sümmchen bist die letzte Liebesgabe eines sich von mir lossagenden Verwandten, der bisher in Güte und Treue Vaterpflichten an mir geübt; ich weise Dich nicht zurück, weil Du mich in den Stand setzest, mein Vorhaben auszuführen und

die Reise anzutreten, die entscheidend für mein Leben und meine Zukunft werden soll."

Henriette ging, ohne sich weiter zu bedenken, aus, um die Vorbereitungen zu der Reise nach Wien zu treffen, die auszuführen sie den unwandelbaren Entschluß in sich trug.

Es dunkelte bereits, als sie ihr Rückweg über die Bastei führte. Wie sie so raschen Schrittes dahin eilte, um noch vor Nacht nach Haus zu kommen, streifte sie an einen jugendlichen Spaziergänger, der sich gleichfalls die Bastei zu seiner Erholungspromenade ausersehen. Die beiden jungen Leute wären, ohne von einander irgend welche Notiz zu nehmen, an einander vorbeigegangen, wenn es nicht einer eigenthümlichen Fügung gefallen hätte, eines dem andern durch einen jener an sich bedeutungslosen Zufälle nahe zu bringen, welche oft auf das ganze Leben und dessen Gestaltung einen entscheidenden Einfluß üben.

Wie Henriette so flüchtigen Fußes hinschwebte, verfing sich ihr Ueberwurf mit seiner Spitzenkante an einem Knopfe des Kaputrockes des jungen Mannes und zwang den Letzteren stehen zu bleiben.

Die beiden jungen Leute sahen einander an.

Beide errötheten leicht und insbesondere über das Antlitz des schüchternen und wenig weltgewandten jungen Mannes huschte ein Lächeln der Verlegenheit. Er hatte noch selten mit einer Dame überhaupt gesprochen, daß aber der Ueberwurf einer jungen, schönen Dame mit den grünbesprenkelten Knöpfen seines pfeffer- und salzfarbenen Kaputrockes eine so innige Assoziation einging, daß sich beide nur mit Mühe von einander trennen ließen: das war vollends ein Ereigniß, geeignet, den an sich etwas menschenscheuen Jüngling außer Fassung zu bringen.

Henriette, welche sich, Dank ihren künstlerischen Studien, viel in größerer Gesellschaft bewegt hatte, war schon witzgewandter und den erröthenden jungen Mann schelmisch anblickend, sagte sie mit einem leisen Anflug von Muthwillen: „Eigentlich soll der Mensch nicht trennen, was der Himmel zusammengefügt hat — aber ich will Sie auf keine zu harte Probe stellen!“

Die Worte des Mädchens dienten dazu, die Röthe auf der Wange des jungen Mannes noch dunkler zu machen — doch konnte er sich bei all' seiner Verlegenheit nicht versagen, dem schönen

Mädchen, mit dem er hier auf eine so eigenthümliche Art Bekanntschaft gemacht, fest in's Auge zu blicken, um von dem günstigen Zufall, der sie ihm nun einmal so nahe gebracht, den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

Und da es immerhin eine geraume Weile dauerte, ehe der Ueberwurf und der Kaputrock wieder ohne gegenseitige Kreuzung ihre selbstständigen Wege gingen, so hatte der junge Mann auch hinlänglich Zeit, das liebliche Bild des schönen Mädchens, deren warmer, weicher Hauch seine Wange streifte, für immer in sich aufzunehmen. Da beide an der Losnestlung der Spitzen und Fransen von den Rockknöpfen arbeiteten, und regelmäßig die Hand des einen Theils wieder verdarb, was die des andern gut gemacht hatte, so bildete sich eine Art aus Scherzworten und unterdrücktem Lachen bestehende Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten aus, die in ihrer minutenlangen Dauer beide Theile so zu interessiren schien, daß sie endlich mit einer Art von Bedauern inne wurden, daß es nichts mehr zu nesteln gab und daß man auseinander gehen müsse.

Fünftes Kapitel.

Im Wagen.

Es ist eine bitterfrostige Nacht und über den öden Platz streicht eine scharfe Luft.

Es ist erst halb drei, aber auf dem Trottoir des Roßmarktes gibt sich in der Nähe des Einkehrwirthshauses zur goldenen Gans doch schon eine auffällige Bewegung kund.

Man muß freilich gar gute Augen haben, um etwas von derselben zu gewahren, denn die dicke Finsterniß, welche den riesigen Platz einhüllt, wird durch kein Flämmchen unterbrochen.

Je weniger Beschäftigung aber bei so bewandten Umständen, das Auge dessen findet, der zu dieser frühen Stunde zufällig bei der „goldenen Gans" vorbeigeht, desto empfindlichere Dinge werden seinem Ohre zugemuthet, und er muß ein gutes Trommelfell besitzen, wenn es nicht unter den ge-

waltigen Schlägen erzittern soll, die abwechselnd die Füße und die Fäuste eines herkulisch gebauten Mannes dem Hausthore des Einkehrwirthshauses oktroyiren. Und mitten durch die schweren Salven prasselt noch das Pelotonfeuer von Fluch- und Schimpfworten, um welche ein Wörterbuchschreiber unseren Lärmer beneiden müßte.

Man sollte glauben, der Lärm, den dieser eine Mann verursacht, müßte den ganzen Roßmarkt aus seinem Frühschlafe erwecken. In der That aber lockt er kaum den Nachtwächter herbei, der sich nicht aus seinem schleichenden Schritttempo bringen läßt und nur in dem Augenblick, wo er in seinen grauen Tuchmantel eingewickelt an der goldenen Gans vorüberkommt, seine Laterne in die Höhe hebt, um mit Hilfe derselben den nächtlichen Lärmer ins Auge zu fassen. Kaum hat er jedoch den gewaltigen Koffer erblickt, der zu den Füßen des Unruhstifters steht, denselben als einen Reisenden signalisirend, so bringt er auch schon wieder seine Laterne in die frühere, durch den Mantel geschützte Lage zurück, murmelt ein: „Nun — nun — werden noch zeitig genug nach Wien kommen oder nach Stockerau!" — und

läßt dann seinen Stab in der stereotypen, gemüthlichen Weise dreimal auf das Roßmarktstrottoir dröhnend niederfallen.

Inzwischen scheint es auch im Inneren der goldenen Gans lebendig geworden zu sein. Man hört zuerst einen dumpfen Fluch, dann ein lang dauerndes Räuspern, endlich schwere Schritte, und als sich diese dem Hausthore genähert, knarrt es auch bald im Schlosse und auf thut sich das Thor, die in einen Schafpelz gewickelte Gestalt des Hausknechtes zeigend.

„Jetzt poltere ich hier schon eine gute halbe Stunde, ohne den Schlingel von einem Hausknecht aufwecken zu können!“ — brüllt der Riese vor dem Thore, seinen Koffer auf die Schulter nehmend.

„Hätten sich die Sache bequemer machen, bis drei Uhr schlafen und um halb vier kommen können — wäre Zeit genug gewesen!“ — läßt sich der Hausknecht phlegmatisch vernehmen. Er hat keine Ursache mit einem Passagier, der sich seinen Koffer eigenhändig und eigenschultrig trägt, besondere Umstände zu machen.

„Behalt' Er sich seinen Rath und zeig' Er mir

den Wagen, in welchem wir fahren werden!" — knurrt der Reisende.

„Ist es vielleicht dem Herrn gefällig, ihn mit herausschieben zu helfen?" bemerkt der Hausknecht sarkastisch und dreht dem Fremden den Rücken.

Der derbe Schafpelzträger ist kaum in der Tiefe des Hofes verschwunden, als vom Graben her drei Männer gerannt kommen, welche ungeheuere Päcke unter dem Arme tragen.

„Wo ist der Wagen, was fährt nach Kolin?" — läßt sich der Eine im Ghettodialekt vernehmen. — „Ist er noch nicht da, der Wagen, was fährt nach Kolin? Was für eine Langsamkeit! Glaubt der Stellwagenhalter, daß man auf uns warten wird in Kolin?"

„Wart, Juda, ich werde schauen gehen, wo er steckt der Wagen, was fährt nach Kolin!" — fällt der Zweite beruhigend ein und verschwindet in der Hausflur.

„Hast Du gehört, Samuel" — ruft ihm der Dritte nach — „daß Du mir sollst belegen einen guten Platz! Hast Du verstanden, Samuel? Lege Deine Rumburger Leinwand auf meinen Platz,

daß mir ihn Niemand wegnimmt, den guten Platz!"

„Wirst Du dem Samuel bezahlen die Rumburger Leinwand, wenn ihm sie Jemand wegnimmt von dem guten Platz?" — spottete der eine von den Beiden, die auf dem Trottoir zurückgeblieben sind.

Dazwischen fällt der tiefe, brummende Baß des riesigen Kofferträgers, welcher der Erste die goldene Gans mit Sturm genommen hat und es nun nicht verwinden kann, daß ihn die später Gekommenen überflügeln zu wollen scheinen.

„Das hat der Mensch von dem zeitigen Aufstehen!" — murmelt er ingrimmig in sich hinein. — „Um ein Uhr bin ich aufgestanden, um zwei Uhr hier gewesen — und was habe ich nun davon? Die da belegen mir die besten Plätze mit ihren Rumburger Weben und ich kann mich irgendwo in einem Winkel zusammendrücken!"

Während dieses halblauten Monologs ist der Stellwagen auf die Straße geschoben worden. Samuel sitzt schon im Wagen, da er so klug gewesen ist, sich mit herausfahren zu lassen. Durch

dieses schlaue Manöver hat er nicht nur sich und seinen Kameraden die besten Plätze gesichert, sondern auch seine Rumburger Weben außer Gefahr gebracht. Juda erkennt die Verdienste seines Kameraden auch gebührend an, indem er ein- über das anderemal ruft: „Was der Samuel doch für ein Goldjunge ist!“

Gerade das Entgegengesetzte denkt der Riese, der der Erste am Platze gewesen, um jetzt mühsam mit seinem Koffer, der Vierte, den Wagen zu ersteigen. Sein Trost ist nur das eine Wort: Kolin. In Kolin, denkt er, steigen die Drei aus, und von Kolin nach Wien ist noch ein langes Stück Weges und Zeit genug, den besten Sitz zu okkupiren.

Die Vier sind kaum im Wagen, als ein baumlanger Mann erscheint, der in jeder Hand einen Käfig mit einem Papagei trägt, während das an seiner Seite auftauchende Mädchen zwei kleine seidenweiche Bologneser in der Obhut hat.

Und Menschen, Hunde und Papageien, alle nimmt sie der gewaltige Bauch des grünen Wallfisches auf, um sie erst in Wien wieder ans Land zu speien. Das gesprächige Mädchen explizirt so-

fort, daß sie im Dienste einer Herrschaft stehe, welcher sie nach Wien nachreise. Die Seidenhündchen gehörten der Frau Gräfin und die zwei Papageien der jungen Komtesse, und er, Josef, der sie zu behüten habe, sei der Büchsenspanner, reise auch nach Wien und habe nebenbei auch seine Armbrust gespannt, um ihr den Liebespfeil in das ohnehin schon wunde Herz zu schießen.

Während es sich die Wageninsassen nach Zulaß des Raumes der Leinwandballen, Papageienkäfige und Hunde auf ihren Sitzen bequem machen, schleppt der Hausknecht zwei Gäule herbei, an denen nichts als Haut und Knochen ist, so daß sie einem der im Wagen Sitzenden den Ausruf entlocken: „Ob wir wohl mit diesen Kleppern, deren Zähne und Knochen vor Hunger klappern, kommen werden nach Kolin? Wenn wir in Böhmischbrod oder Planian liegen bleiben, wer thut uns dann ersetzen den Schaden, daß wir haben versäumt den Koliner Markt?"

Der Gedankengang des besorgten Marktfieranten erhält jedoch sofort eine andere Richtung, als sich ein durchdringender Krengeruch bemerkbar machte, von einer Karavane von Landleuten

ausgehend, die wie ein Heuschreckenschwarm den Stellwagen umsummen und umzirpen und zu allen Wagenfenstern hineinlugen. Die neue Heeressäule ist fünf Köpfe stark, Männer und Weiber durcheinander, und auf jedes Haupt kommen fünf Schock Eier, die sie nun auf eine ungemein vorsorgliche Art in den Wagen hineinzubringen suchen. — Es sind Krenbauern aus ferner Gegend, die, nachdem sie ihre Krenvorräthe in Prag abgesetzt haben, der Heimath zueilen mit Hühnereiern belastet, die sie unversehrt nach Hause zu bringen hoffen.

Der Krengeruch ist aber noch ein Aroma gegen den Fuselduft, der sich jetzt im Wagen entwickelt, sobald diesen ein Mann bestiegen hat, der an einer um den Hals geschlungenen Schnur ein Branntweinfäßchen trägt, so daß man es bei flüchtigem Hinblick für einen Muff nehmen könnte, bestimmt, die Hände zu wärmen. Zeitweilig entkorkt der neue Wageninsasse das Fäßchen, um einen Schluck zu thun, worauf er lallend in einen Winkel fällt.

Während sich die Bauern bemühen, ihre Eier aus dem Bereiche der gymnastischen Evolu-

tionen des Mannes zu bringen, der gar keinen Begriff von dem Gleichgewicht der Körper zu haben scheint, bemerkt Samuel trübselig: „O den thue ich kennen. Das ist der Holzmüller aus Iglau — als er noch war in guten Umständen, kam er zuweilen nach Kolin auf den Markt. Das Branntweinfäßchen hat ihm die Mühle gekostet — jetzt verthut er wahrscheinlich den letzten Rest des Kaufschillings, der nach dem exekutiven Verkauf der Mühle nach Bezahlung aller Schulden auf ihn gekommen ist. Gott sei uns gnädig die nächsten vierundzwanzig Stunden — der wird so forttrinken bis Iglau!"

Während dieser Vorgänge im Wagen war es vier Uhr geworden. Die Pferde waren eingespannt, der Kutscher zog seine Pelzhandschuhe an, der Schreiber aus dem Stellwagenbureau erschien mit verschlafen aussehendem Gesichte im Schlafrocke beim Wagen, und fragte barsch: „Ist Alles beisammen? Es sind vierzehn eingeschrieben! Sind vierzehn Stück da?"

„Vierzehn Stück," entsetzte sich Samuel, „wir sind schon sechzehn lebende Wesen da, zwölf Menschen, zwei Papageien und zwei Hunde, wenn

noch sollen kommen zwei Menschen, so weiß ich nicht, wo sie zu sitzen kommen sollen!“

„Muß Alles hinein — der Wagen hat vierzehn Plätze!“ — entscheidet der Schreiber. — „Aber warten werden wir nicht auf die zwei, die noch nicht da sind!“

„Sie haben Recht, Herr Schreiber!“ — stimmt Juda zu. — „Warten werden wir nicht — der Koliner Markt thut auch nicht warten auf uns!“

„Fahr zu, Kutscher!“ — befiehlt der Schreiber. — „Beim Thore dauert die Revision ohnehin eine halbe Stunde — wenn die zwei nachkommen, schicke ich sie zum Thor. Kommen sie nicht, so haben sie ihre acht Gulden Fahrgebühr bis Wien verloren!“

Der Schreiber hatte noch nicht geendigt, als ein junger Mann, ein kleines Felleisen auf dem Rücken, dahergestürmt kam mit der Frage: „Ist das der Stellwagen nach Wien?“

Der junge Mann wartete nicht erst die Antwort ab, sondern schwang sich, glücklich, das Fuhrwerk nicht versäumt zu haben, in das Innere, um sich da Spanne um Spanne unter dem Murren der übrigen Gesellschaft, einige Atome Raum zu erobern.

Während der junge Mann noch so um eine Handbreit Sitzfläche kämpfte, ließ sich in der Tiefe eine weiche, wohllautende Stimme vernehmen, welche den Schreiber sogar entwaffnete, so daß er wunderbar geschmeidig wurde und dem schlanken Mädchen mit an ihm nie gesehener Galanterie in den Wagen half.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ — hörte man die frische Mädchenstimme dem dienstwilligen Schreiber lieblich klingenden Dank zollen. — „Können Sie mir wohl sagen, wann wir in Wien sein werden?“

„Sie werden wohl drei Tage und zwei Nächte fahren!“ lautete des Schreibers Antwort. — „Doch wird es zumeist auf das Wetter und den Zustand der Straße ankommen, und Sie können leicht auch noch die dritte Nacht im Wagen zubringen! Ich kann Ihnen nur wünschen, daß Ihnen die Zeit nicht gar zu lang und der Frost nicht gar zu empfindlich wird! Glückliche Reise, mein schönes Fräulein — glückliche Reise allerseits — fahr zu, Kutscher!“

Und fort holperte der schwerfällige Wagen über das Pflaster des Roßmarkts.

Die Stimme des Mädchens, welches zuletzt eingestiegen war, hatte einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann gemacht, der unmittelbar vor ihr den Stellwagen bestiegen hatte. Wenn ihn nicht Alles täuschte, so war es dieselbe glockenreine, liebliche Stimme, welche erst vor einigen Tagen bei einem wunderlichen Anlasse zu ihm gesagt hatte: „Was der Himmel zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“

Der junge Mann brannte vor Begierde, das Antlitz des Mädchens zu sehen, um sich zu überzeugen, ob sie es wirklich war, in welchem Falle ihr Wahrspruch eine Art prophetischer Erfüllung gefunden hätte. Aber die Nacht wollte nur langsam weichen und man war schon weit über Auwal hinaus, als es endlich dämmerte, und das Zwielicht eine Rekognoszirung der Gesichter erlaubte.

Der junge Mann ließ seinen Blick spähend durch den ganzen Wagen gleiten — dort lehnte sie, das Antlitz rosig angehaucht von der scharfen Morgenluft, daß die sanfte Röthe der Wange durch das durchsichtige Geäder des grünen Reiseschleiers hindurchschimmerte.

Jetzt hob sie den Kopf und warf den Schleier

zurück — ihr Blick traf auf jenen des jungen Mannes und Beider Lippen entschlüpfte ein Ah! froher Ueberraschung.

„So habe ich mich also doch nicht in der Stimme getäuscht?“ — rief der junge Mann lebhaft und fast freudig bewegt.

„Ei, sieh da — welche angenehme Ueberraschung!“ — rief das Mädchen angenehm lächelnd. — „Wir sind ja alte Bekannte von der Bastei her, wenn wir uns auch eigentlich erst einmal gesehen und gesprochen! Oft ist es mehr die Art, wie eine Bekanntschaft gemacht wird, als die lange Dauer derselben, welche die Bekanntschaft interessant macht. Wo reisen Sie hin?“

„Nach Wien! Und Sie, mein Fräulein?“

„Auch nach Wien.“

„Dann haben wir dreimal vierundzwanzig Stunden Zeit, zu erproben, ob wirklich zusammenpaßt, was der Himmel wunderbar zusammengefügt hat!“ — sagte der junge Mann mit Beziehung.

Die Dame lächelte schelmisch.

„Vor Allem müssen wir sehen, daß wir einander räumlich näher kommen!“ — nahm Herloß

wieder das Wort und rekognoszirte, ob es nicht möglich wäre, einen Platz der Dame gegenüber zu gewinnen.

Aber zwischen seinem Sitz und jenem des Mädchens starrten ganze Berge von Rumburger Weben.

Herloß wandte sich in geschmeidiger Rede an Samuel, der die Rumburger Schätze zunächst bewachte, und bemerkte: „Sie fahren gewiß zu Markte nach Kolin?"

„Sollten Sie etwa auch fahren zum Markte nach Kolin?" erwiederte Samuel. — „Ob er wohl gut sein wird der Koliner Markt? Oder wird er so schlecht sein wie der Pilsner und Brünner Markt?"

„Wer kann das wissen" — warf Herloß ein. — „Ihr Artikel ist ein so praktischer, daß er überall Glück haben muß."

„Worin machen Sie, mein Herr?" frug Samuel neugierig.

„Ich gehe nicht nach Kolin. Aber ich habe einen Verwandten dort, der sich eben erst etablirt hat und in Leinwand macht. An den könnte ich Sie weisen, vielleicht würden Sie ein Geschäft mit ihm machen können."

Samuel war ganz Ohr und unruhig auf seinem Platze hin und her rückend rief er: „Wie heißt Ihr Herr Verwandte? Wollten Sie nicht sein so gütig, mir zu geben seine Adresse und ein Zeichen von Ihrer Hand, damit er sieht, daß ich habe die Ehre, Sie zu kennen?"

„Vielleicht ist es Ihnen gefällig, Ihre Leinwandballen hieher zu geben, wo ich sitze, damit ich mich neben Sie setzen kann, um Ihnen einige detaillirtere Auskünfte über meinen Oheim, den Koliner Leinwandhändler, geben zu können!" — fuhr Herloß in seinen auf einen Platzwechsel hinzielenden Operationen fort.

„Kommen Sie gefälligst hieher" — rief Samuel geschmeidig und konnte die Leinwandberge nicht schnell genug wegräumen.

In der nächsten Minute sah sich Herloß seiner schönen Bekannten von der Bastei gegenüber, und nachdem er Samuel durch die erschöpfendsten Details über seinen angeblichen Oheim, den Koliner Leinwandhändler, befriedigt, stand der Aufnahme der Unterhaltung mit der jungen Dame kein Hinderniß im Wege.

Den beiden jungen Leuten vergingen die Stun-

den im angenehmen Geplauder, und als im Glanze der mittäglichen Sonne Kolin vor den Reisenden lag, hatten Herloß und Henriette einander gegenseitig bereits mit den Verhältnissen bekannt gemacht, die sie nach Wien trieben. Und als die Koliner Argonauten den Wagen geräumt hatten und zwei Meilen später auch die Krenbauern mit ihren Eiervorräthen ausgestiegen waren, da rückten die beiden jungen Leute noch näher aneinander und von ihren Lippen floß unermüdlich das Wort, das sie einander näher brachte.

„Sie gehen den dornenvollen, aber schönen Pfad der Kunst“ — sagte Herloß in einem Anfluge von Begeisterung, nachdem ihn Henriette mit ihren Bestrebungen bekannt gemacht. — „Mein Weg hat dasselbe Ziel, denn auch der Dichter nennt sich Künstler, und ich glaube etwas von einem Poeten in mir zu haben! Bisher war ich ein armer Student, und des Lebens harter Kampf ließ mir wenig Zeit und Stimmung, meinem inneren Drange lebendigen Ausdruck zu geben — jetzt liegt, wie ich hoffe, die dunkelste Zeit hinter mir, Wien soll mir der Boden werden, auf dem

ich meine Kraft erproben will. Dort hoffe ich eine Zeitschrift zu finden, die mir eine äußere Stellung zu bieten vermag, daß des Tages Sorgen mir nicht ewig die Gedanken verkümmern, wenn sie sich regen und Thaten werden wollen. In Wien hoffe ich mein ernstes, hohes Ziel erreichen zu können — denn gibt es etwas, was den Mann stolzer machen könnte, als wenn er das Recht und den Boden hat, gleichsam mit tausend Zungen zu Tausenden sprechen zu dürfen — und das Bewußtsein, daß sein Wort einen Widerhall weckt in tausend Herzen, daß es dort zu befeuern und anzuregen vermag, wohin sein körperliches Auge nie zu dringen im Stande ist, daß es Harte weich zu machen, Zaghafte fortzureißen und eine Schaar von Horchern ohne Rücksicht auf die körperliche Entfernung um sich zu sammeln vermag! Wer die ehernen Lettern zu Dolmetschern seines Wortes hat, lebt in jeder Familie, welche die Sprache versteht, die er spricht, ist ein Kind jedes Hauses, in welches sein Buch dringt, weil er zu jedem Gliede dieses Hauses spricht, als ob er dort eingebürgert wäre und mit dazu gehörte! Und steht der Schriftsteller noch so einsam im Le-

ben, — er hat einen unsichtbaren Freundeskreis um sich, denn sie Alle, die seinen Worten horchen, gehören ihm mit der Sympathie ungreifbaren, aber starken Fäden, und für den einen Herd, der ihm vielleicht fehlt, entschädigen ihn die tausend Familienherde, an die er mit seinem lebendigen Worte tritt, in deren Nähe er, in seinem Buche verkörpert, ein willkommener Gast ist! Was liegt daran, wenn ihm selbst vielleicht der Pfühl fehlt, auf den er sein Haupt legen könnte — der Gedanke, der diesem Haupte entkeimt, ruht doch weich auf dem Schooße tausend schöner Frauen, die ihn als gedrucktes Wort überkommen haben, und ihn zu ihrem lieben Eigenthum machen für alle Zeiten!"

So entströmte es in begeisterter Rede dem Munde des jungen Mannes, und das schöne Mädchen, welches ihm eine gütige Fügung des Schicksals zur Wandergefährtin gegeben, horchte mit Wohlgefallen seinem warmen Worte.

Sechstes Kapitel.

Herr Kanne. Karl Maria Weber. Henriette und der Freischütz.

„Wann bin ich gestern Abends nach Hause gekommen, Therese?" — fragte der Redakteur der Wiener Musikzeitung, Herr Kanne, seine Wirthschafterin, in dem Augenblick, wo er aus seinem Bette heraus und in die Pantoffeln schlüpfte.

„Gestern sind Sie gar nicht nach Hause gekommen, Herr Kanne!" — lautete die bissige Antwort der Wirthschafterin.

„Mache keine schlechten Witze, Alte! Gestern oder heute — das bleibt sich gleich. Ich bin doch nach Hause gekommen!"

„Das Faktum allein ist es schon werth, daß Sie es im Kalender notiren. Es ereignet sich nicht allzu oft!"

„Ich begreife Dich nicht, holdes Kind! Wenn

ich nicht nach Hause komme, so solltest Du eigentlich froh sein, denn ich mache Dir dann keine Ungelegenheiten. Du brauchst nicht aufzustehen, Licht zu machen — das Wasser bleibt in der Karaffe, das Bett unangetastet. Wer anders gewinnt dabei als Du?"

„Daß Gott erbarm! Glauben der Herr Kanne, daß der Ruf nichts ist? Und fragen der Herr Kanne einmal, in welchem Rufe Sie stehen! Da werden Sie schöne Dinge hören! Der Kanne, wird's heißen, der Wirthshausgeher? Wir möchten doch wissen, warum sich der Herr Kanne erst eine Wohnung hält und eine Wirthschafterin! Schläft ja ohnehin regelmäßig im Wirthshause und geht höchstens jeden dritten Tag nach Hause, um zu sehen, ob das Haus auf der Wieden, in welchem er umsonst den Zins für zwei Stuben zahlt, noch immer auf demselben Fleck steht!"

„Ja siehst Du, Theuere, der Weg aus der Kärnthnerstraße auf die Wieden ist eben gar so fatal! Aus dem Kärnthnerthortheater bis in die Kärnthnerstraße, da geht's. Aber aus der Kärnthnerstraße über das Glacis, da thut sich's halt nimmermehr!"

„Ja dann sagen Sie mir nur, wozu Sie eigentlich eine Wirthschafterin haben? Die Kellnerin aus der Theaterkneipe, die ist ihre eigentliche Wirthschafterin, der sollten Sie den Lohn geben, den Sie an mich verschwenden. Mich zahlen Sie ganz umsonst, und ich lasse mir das nicht länger gefallen. Wenn ich nichts zu wirthschaften habe, will ich auch keine Wirthschafterin sein. Ich esse kein Gnadenbrot!"

„Das sagst Du mir nun schon seit zehn Jahren regelmäßig jeden dritten Tag, meine Holde. Und ich kann Dir darauf eben nur antworten, was ich Dir bereits hundertmal gesagt habe: Jedes Wesen hat seine Bestimmung — die Deine ist, daß Du mir das Leopoldstädter Theater ersetzest!"

„Werden Sie aufhören mit Ihren Albernheiten, Herr Kanne!" — entsprudelte es in wüthender Rede dem Munde der Wirthschafterin, während sich ihr Antlitz vor Zorn purpurroth färbte. — „Wenn Sie vom Leopoldstädter Theater anfangen, so weiß ich nicht, ob Sie noch alle fünf Sinne beisammen haben oder übergeschnappt sind."

„Du thust mir Unrecht mit einem solchen

Zweifel, mein holdes Kind!" — sagt Kanne, seine rauhe Stimme zu einem sanften Diskant transponirend. Zugleich nimmt er die Wirthschafterin beim Arme und führt sie vor den Spiegel, indem er mit derselben erkünstelten Sanftmuth fortfährt: „Sieh Dich an, meine Holde, und lege Deine unzeitige Bescheidenheit ab! Du bist fünfundfünfzig Jahre alt und kleidest Dich wie ein Kind von siebzehn Jahren. Deine Locken ruhen sanft in den tiefen Gruben, welche ihnen die Runzeln Deines Gesichts bieten. Deine Stimme klingt wie die Trompete des jüngsten Gerichtes, und dem Ernst Deiner Vorwurfsworte schlägt Dein über alle Maßen komisches Aussehen in jeder Sekunde einen gefährlichen Schabernack. Willst Du mir es nun verargen, wenn ich mich an Deinen Grimassen und Faxen ergötze? Sieh, mein holdes Kind, als ich eine Wirthschafterin suchte, da meldeten sich gar viele Kandidatinnen für den Posten, denn ein lediger Herr, der den ganzen Tag und zuweilen die ganze Nacht im Wirthshause liegt, findet sich nicht alle Tage. Aber mir stand keine zu Sinn. Ich wußte was ich wollte. Als ich noch ein Knabe war, da wurde es mir

stets so unendlich wohl hinter den Eisenstäben des Käfigs, den man die letzte Galerie im Leopoldstädter Theater nennt. Später wurde ich zu bequem, um die Galerietreppe nicht unbequem zu finden. Es wuchs mir ein großer schwarzer Bart — derselbe, den Du da an mir siehst, meine Theure und den durchzukämmen eine so schwierige Aufgabe ist — mit dem Barte kam die Sorge und die Arbeit. Und vor Allem die Zeitung! Die Zeitung will geschrieben sein, meine Süße, und die Kehle will angefeuchtet sein! Wenn die Zeitung und die ewig trockene Kehle nicht wäre, ginge ich noch in die Leopoldstadt hinaus!"

„Hilf Himmel, jetzt ist er wieder im Zuge, und ich muß den Unsinn bis auf das letzte Restchen hinunterwürgen!" — jammerte die Haushälterin, nachdem sie einige vergebliche Versuche gemacht, sich dem eisernen Griff Kanne's zu entziehen, der sie fest beim Knöchel ihrer Hand hielt.

„Als ich Dich nun sah, da wurde es mir so ganz leopoldstädtisch um's Herz. Aus Deinem Gesichte schien mich der lebendig begrabene Kasperl zu grüßen. Deine Erscheinung schon reizte mich zum Lachen — und ich bin eben kein Mann des

Lachens. Es ist noch Niemandem gelungen, mich zum Lachen zu bringen, als dem Schuster und dem Korntheuer — und später Dir! Ja, Dir, meine Liebe, die Du mir Schuster und Korntheuer, den Raimund und die Krones repräsentirst, die Du mir die ganze komische Kraft des Leopoldstädter Theaters ersetzest! Wie ich Dich sah, war es auch ausgemacht, Dich mußte ich haben! Der Weg nach der Leopoldstadt war mir zu weit, ich habe am Kärnthnerthor genug! Ich mußte mir also eine Filiale der Leopoldstadt in meiner Stube etabliren! So, meine Süße, wurdest Du meine Wirthschafterin, und wenn Du Dich nicht grausam unterschätzen willst, so sage mir nicht, daß Du das Gnadenbrot bei mir ißt. Es ist wahr, Du hast wenig zu wirthschaften — aber desto höher stehst Du als mimische Kraft und als Inkarnation komischer Häßlichkeit! Oft, wenn es mich mit Gewalt in der Kneipe zurückhält, kommst Du mir in den Sinn, und mit unwiderstehlicher Macht zieht es mich dann fort aus dem Wirthshause — ich fühle eine wunderbare Anwandlung von Häuslichkeit, ich eile nach meiner Wohnung, um eine gute Posse zu sehen — Dich, meine Süße,

die Du all die berühmten Possen der Leopoldstadt an komischer Kraft überbietest!"

Jetzt erst ließ Kanne der Wirthschafterin Hand fahren, kämpfte den Lachkrampf nieder, der ihn nach der mit ernstem Pathos gesprochenen Rede überfallen zu wollen schien, und sagte mit Würde: „Nun ich Dir Deine erhabene Mission wieder zu Gemüth geführt habe, reiche mir meine Stiefel — und wenn der Druckerjunge kommt, so sag' ihm, er soll sich sein Manuskript in der Kneipe holen. Heut' Abends noch vor dem Theater ist die ganze Nummer der musikalischen Zeitung fertig!"

„Hätten gar nicht nöthig, den Druckerjungen erst auf die Wieden zu sprengen — könnten ihn regelmäßig in die Kneipe citiren!" — grollte die Wirthschafterin, ohne daß Kanne ihren Ergießungen weiter irgend welche Beachtung schenkte. Er schälte sich aus seinem Schlafrocke heraus, brachte mit großer Anstrengung seinen rabenschwarzen dichten Vollbart in Ordnung, in welchem, wie in einem Urwalde, sein ganzes Gesicht unterging, so daß seine Züge vor lauter Bart gar nicht zu unterscheiden waren. Dann fuhr er in einen abge-

nutzten fadenscheinigen blauen Kaputrock, stülpte einen alten Hut auf und machte sich auf den Weg nach der Kneipe.

Kanne war seit Menschengedenken nirgendwo anders gesehen worden, als entweder im Parterre des Kärnthnerthortheaters oder auf dem Wege vom Kärnthnerthortheater nach der Kneipe in der Kärnthnerstraße, oder endlich auf dem Wege von der Kneipe nach der Wieden, wo er, wie wir wissen, wohnte.

In der Kneipe schrieb er — aber auch hier war es nicht das Extrazimmer, in welchem er sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er harmonirte nicht mit den zwei Kritikern, welche in Wien den Ton angaben und in demselben Weinhause der Kärnthnerstraße den größten Theil des Tages zubrachten.

Darum saß er in dem gewöhnlichen Zimmer, in welchem sich Fiaker und Salamimänner, Marktleute und Taglöhner durcheinander bewegten.

Dort im Winkel beim Ofen war sein Platz. Es konnte ihn schon aus dem Grunde kein Anderer einnehmen, weil Kanne immer der Erste kam und der Letzte ging. Die meisten seiner geist-

reichen musikalischen Kritiken hatte er hier neben dem riesigen grünen Kachelofen geschrieben, und je mehr Hitze dieser gab, desto wohler schien es dem Kritiker zu Sinn zu sein. Oft ließ er sich mitten im Sommer einheizen, und wenn er durch die infernalische Hitze, die das Gemach dann erfüllte, alle Gäste hinausgejagt hatte, so lachte er diabolisch in sich hinein und bestellte eine frische Maß vom Guldenwein.

Den Wein vertrug er in keinen andern Gefäßen als in Maßkannen. Dagegen duldete er auch kein anderes Tintenfaß, als ein Weinglas. Was die Wiener einen Pfiff nennen, ein Glas, welches ein halbes Seidel faßt, stand immer mit Tinte angefüllt vor ihm, und da es im Eifer des Gefechtes nicht selten geschah, daß der Pfiff Tinte über den Tisch gegossen wurde, so war die Platte dieses letzteren und der Fußboden rings umher längst so tintegeschwärzt, daß Wähner, der Kritiker der Wiener Zeitschrift, der drüben im Extrazimmer saß, den Platz am Ofen immer nur das Schwarze Meer nannte.

Nichts war aber der gemüthlichen Ruhe vergleichbar, die Kanne zur Schau trug, wenn er

ein frisches schwarzes Meer improvisirt hatte. Dann fuhr er mit dem Aermel seines blauen Rockes, der schon eine dicke Ueberkrustung von getrockneter Tinte hatte, so lange über den Tisch, bis das Tuch die ganze verschüttete Tinte aufgesogen hatte. War etwas von der Tinte auf das Papier gekommen, so fiel es Kanne nicht ein, die unsichtbar gemachten Stellen noch einmal zu schreiben. Das Blatt wanderte mit dem schwarzen Riesenstempel in die Druckerei und die Setzer mußten zusehen, wie sie das schwarze Manuskript entzifferten.

Heute auch setzte sich Kanne mit dem festen Entschlusse in die Nähe des Kachelofens, die nächste Nummer seines musikalischen Blattes zu Ende zu schreiben. Aber ehe er sich noch zum Schreiben anschicken konnte, war schon Brigittchen, die frische Kellnerin, an seiner Seite, fuhr ihm mit ihrer weichen, weißen Hand über die schwarze Fläche seines Bartes, daß er unwillkürlich wohlgefällig knurrte, und frug ihn, ob er schon gelesen habe, wie sich die Herrn Kritiker drüben in den Haaren lägen.

„Was sagst Du Brigittchen?“ — fuhr Kanne

fast lustig in die Höhe. — „Beißen sich die guten Freunde? Aber wie machen sie's denn dann, wenn sie im Extrazimmer zusammentreffen?"

„Sie weichen einander aus! Wenn der Eine kommt, geht der Andere! Sobald Herr Wähner sieht, daß Herr Fürst kommt, so stülpt er seinen Hut auf und eilt so schnell davon, daß ich ihn immer erst an das Zahlen erinnern muß — in aller Güte natürlich!"

„Ich kenne das! Hast mich oft genug in aller Güte an das Zahlen erinnert! Aber darum keine Feindschaft! Sag' mir lieber, was die beiden dicken Freunde da drüben auseinander gebracht? Gewiß eine Schauspielerin?"

„Sie haben es errathen! Madame Stich, die im Burgtheater gastirt, hat es dem Herrn Wähner angethan, so daß er in der Wiener Zeitschrift ihren Mund eine Tempelpforte nannte. Herr Fürst, der selbst von Madame Stich in so hohem Grade begeistert ist, daß er die der Dame vom Herrn Wähner dargebrachten Huldigungen nur mit Mißtrauen und Unbehagen betrachtet, hat den Ausdruck seines Kollegen im Sammler belächelt und darüber sind die Beiden in eine Fehde

gekommen, in welcher es Grobheiten auf beiden Seiten regnet!"

Kanne lachte behaglich und rieb sich in innerer Genugthuung die Hände, indem er rief: „Haha — also haben sie einander bei den Haaren — jetzt muß ich doch auch die Zeitungen lesen! Nehme sonst grundsätzlich keine Notiz von ihnen, aber von heute an muß sie mir den Sammler und die Wiener Zeitschrift herbeischaffen — so lang das Gemetzel dauert, werde ich beide lesen!"

Während Kanne sich so mit der drallen Kellnerin unterhielt, hatte sich das Weinzimmer mit unterschiedlichen Leuten gefüllt, welche jedoch sämmtlich den niederen Ständen angehörten. Was sich zu den Honoratioren zählte, trank seinen Pfiff Wein im Extrazimmer und ging mit vornehmem Nasenrümpfen an der räucherigen Stube der Gemeinen vorüber.

Darum paßte auch das feine und auch fein gekleidete Mädchen, welches jetzt auf der Schwelle sichtbar wurde, nicht zu der Gesellschaft, die sich hier nach und nach eingefunden hatte. Dasselbe sah sich schüchtern um und fragte dann mit wohlklingender Stimme: „Ist Herr Redakteur Kanne nicht da?"

Brigitte, die Kellnerin, warf dem in der Nähe des Ofens kauernden Redakteur einen schelmischen Blick zu und beantwortete dann die Frage des Mädchens mit den Worten: „Treten Sie nur näher, Demoiselle — dort sitzt Herr Kanne, und es wird ihn gewiß freuen, schon zu so früher Stunde einen so angenehmen Besuch zu erhalten."

Wieder streifte die Kellnerin Kanne mit einem sarkastischen Lächeln, denn sie kannte die Aversion des Kritikers gegen wie immer geartete Besuche, die sich ihm aufdrängten. Die Frauen vollends waren ihm ein Gräuel.

Das fremde Mädchen trat unerschrocken vor und näherte sich dem Redakteur, der regungslos in seinem Winkel sitzen blieb und sich womöglich noch mehr zusammenballte. Hätte er sich in diesem Augenblick in einen Igel verwandeln und nur Stacheln herauskehren können: es wäre ihm mit der Möglichkeit einer solchen Metamorphose der größte Dienst erwiesen worden. Aber da half kein Zusammenballen und kein Rutschen gegen den Ofen, das junge Mädchen trat kühn an ihn heran, sah ihm fest in die Augen, daß sie auch ihn zum unwillkürlichen Aufschlagen der Augen

zwang, und fragte: „Sind Sie der Herr Redakteur Kanne?"

Kanne gab einen unverständlichen Laut von sich und streckte die Hand aus.

Das Mädchen sah ihn verwundert an.

Noch einen Augenblick hielt Kanne die offene Hand hin, dann sagte er ungeduldig: „Nun, Ihr Empfehlungsschreiben?"

„Ich habe keines!"

„Haben kein Empfehlungsschreiben?" murmelte Kanne verblüfft und zog die Hand zurück. „Sind die Erste, die ohne Empfehlungsschreiben kommt. Werde mit einer Unmasse von Empfehlungsbriefen belästigt — aber es thut nichts, ich lese keinen. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mit der Wahrheit!"

Kanne stutzte und sah die Sprecherin verwundert an. Dann schüttelte er den Kopf und meinte: „Merkwürdig! Man hat Sie also doch an die rechte Adresse gewiesen, indem man Sie zu mir schickte! Wahrheit können Sie bei mir finden — das ist die einzige Waare, mit der ich dienen kann."

„Es hat mich Niemand zu Ihnen geschickt" —

sagte das Mädchen, „ich komme aus eigenem Antriebe. Ich habe eine innige Liebe zur Kunst in mir, und Sie sollen mir sagen, ob ich mir nicht zu viel zutraue, wenn ich mir die Kraft zumuthe, etwas leisten zu können.

„Pah — so sprechen sie alle, die Komödiantinnen!“ warf Kanne geringschätzig hin. „Alle laboriren an einer unwiderstehlichen Liebe für die Kunst — kenne das! Spielhonorare, Gagen, Beifall — das Andere ist Hokuspokus!“

„Ich bin noch keine Komödiantin!“ meinte das Mädchen freimüthig.

Kanne sah sie scharf an, stand auf, trat an sie heran, legte seine Hand auf ihre Schulter, und sagte mit einer gewissen Wärme im Tone: „Dann werden Sie auch keine — befolgen Sie meinen Rath, wenn es noch Zeit ist!“

Das Mädchen sah den Rathgeber treuherzig an und sagte mit fast melancholischem Akzente: „Bedenken Sie, daß Sie mich mit diesem Rath unglücklich machen können!“

„Wie so?“

„Ich habe meine Sache auf eine Karte gestellt. Als ich mich entschloß, Sie hier aufzusuchen, sagte

ich mir: Du wirst Kanne's Rath als eine Art Gottesgericht betrachten. Was er Dir sagt, wirst Du thun, denn er hat keine Ursache, Dir zu schmeicheln oder Dir übel zu wollen. Sagen Sie mir nun: mit der Kunst ist es nichts — so haben Sie meinem geistigen Leben für immer den Stab gebrochen, und ich werde nur noch mechanisch leben. Denn ich liebe die Kunst und ein Leben in und mit ihr gehörte zu den reizendsten Träumen, mit denen ich mich umspann."

Kanne sah das Mädchen ernst an — dann schüttelte er wieder den Kopf, fuhr sich durch seinen Bart und machte, die Hände über dem Rücken gekreuzt, einen Gang durch die Stube.

Plötzlich blieb er vor dem Mädchen stehen und frug sie mit einer gewissen Barschheit: „Sagen Sie mir doch, wer Sie gerade hierher gewiesen hat? Wußten Sie meine Wohnung nicht?"

„Wohl wußte ich sie, aber eben so bekannt war mir auch, daß ich Sie nie zu Hause treffen würde, es wäre denn, daß ich mich um Mitternacht auf Ihre Schwelle setzte und wartete, bis Sie aus dem Wirthshause kämen!"

Ein unmerkliches Schmunzeln spielte um Kan-

ne's Lippen, als er seinen Wandel so treffend geschildert sah. — „Ich sehe, man hat Ihnen reinen Wein eingeschenkt!" — sagte er gutmüthig.

„Ich hoffe, Sie trinken hier keinen andern!"

„Hoho — das klingt ja beinahe wie ein Witz!"

„War jedenfalls nicht bös gemeint!"

„Nun Sie mir so schön die Wahrheit gesagt haben, fühle ich mich fast im Gewissen verpflichtet, Ihnen mit gleicher Waare zu dienen. Also lassen Sie einmal hören. Was wollen Sie werden?"

„Sängerin!"

„Eine berühmte — das versteht sich!"

„Nein — nur eine tüchtige!"

„Was haben Sie gelernt?"

„So gut wie nichts — denn man ließ mich gar nicht erst zum Lernen kommen. Man sagte mir bald rundweg, daß ich zu nichts tauge."

„Wo sagte man Ihnen das?"

„In Prag!"

„In Prag? Hm — Sie sagten vorhin, Sie kämen mit gar keiner Empfehlung, nun rücken Sie aber mit einer sehr schlechten heraus! Prag hat in musikalisch-kritischer Beziehung einen guten

Namen, und wenn man Ihnen dort sagte, Sie taugen nichts, so klingt das sehr bedenklich. Wer sagte es Ihnen?"

„Das Konservatorium!"

„Hm — hm! Die Sache wird immer verwickelter. Aber auch Konservatorien können irren, und das Prager ist so jung, daß es vollends leicht irren kann. Wollen Sie mir etwas vorsingen?"

„Warum nicht!"

„Genirt Sie die Gesellschaft nicht?"

„Ich bin zu Ihnen gekommen!"

„Sie schlagen mich immer! Also gönnen wir den Holzspaltern und Salamimännern ausnahmsweise einen Kunstgenuß. Sie kommen zu einem Konzerte und wissen nicht wie. Aber was wollen Sie singen?"

„Deutsche Musik!"

„Wirklich?" -- rief Kanne freudig überrascht — „Lieben Sie die deutsche Musik?"

„Wäre ich würdig mich einmal eine Künstlerin nennen zu wollen, liebte ich sie nicht?"

„Sie hatten in Prag einen deutschen Musiker, wie er nicht wieder sobald geboren werden wird!" — rief Kanne mit einem gewissen Feuer.

„Karl Maria Weber!“ ergänzte das Mädchen mit ernster Stimme.

„Der ist's!“ — rief Kanne, und ein eigenthümliches Leben sprühte aus seinen Augen — „Karl Maria ist mein Mann, Sie werden sehen, was uns der Mann noch geben wird, lebt er noch eine Zeit lang. Aber die deutschen Musiker sterben jung — da haben Sie Mozart! War eine ähnliche Natur wie Weber! Einen Weber brauchten wir hier, um unter den Italienern aufzuräumen! Hier hören Sie nichts als Rossini — Spontini — und gehen Sie nach Berlin, so hören Sie wieder nur Spontini — Rossini. Und mit Spontini und Rossini kommen die Malibrans und die Lablache's und verweichlichen uns vollends! In der Kunst will man uns zu Sybariten, in der Literatur zu Eseln machen. Sehen Sie, da ist hier Einer, der das Gras wachsen hört. Der hat eben herausgebracht, daß der Wolfgang Goethe ein elender Stümper ist, ohne Logik, Grammatik und Syntax. Was wollen Sie mehr! Davon haben Sie sich in Prag doch nichts träumen lassen?“

„Wenn es in Prag auf dem Gebiete der Musik besser mit uns steht, so danken wir es nur

dem deutschen Meister, den uns Dresden entrissen hat!"

„Gut gesprochen! Ich war 'mal in Prag, wie der Weber dort war. Das Reisen ist sonst nicht meine Sache — und die Prager Reise war auch meine weiteste Tour. Aber die Musikwirthschaft in Prag war eine so prächtige, daß ich mir die Komödie ansehen mußte. Hab' auch meine Freude daran gehabt — werde es nie vergessen! Zunächst dieses Orchester — ich höre noch immer Klement's Geige, und so oft mir ihr Ton im Ohre erklingt, denke ich, ich muß aus der Haut fahren, um rascher nach Prag zu kommen! Dann diese Regsamkeit im Opernrepertoir! War der Faust nicht für uns Wiener geschrieben, und habt Ihr Prager uns ihn nicht vor dem Munde weggeschnappt? Aber was wollte auch der deutsche Spohr"in Wien? Wer war es doch, der Meyerbeer zuerst zu würdigen verstand? Haben wir nicht seinen Alimelek schmählich durchfallen lassen, und seid Ihr dann nicht gekommen und habt nach der Anhörung des Alimelek gesagt: Und er ist doch ein großer Musiker?"

Das Mädchen horchte mit Staunen und geheimer Freude der sprudelnden Beredtsamkeit des

sonst unzugänglichen und kalten Mannes und hütete sich, seinen Redefluß zu unterbrechen, in welchem Kanne fortfuhr:

„Und nun die Sängerinnen in Prag — die Grünbaum, die Czeka, das sind doch Weiber, die singen können! Dazu Eure Quartettmusiken — ich hörte eine beim Banquier Kleinwächter und weinte fast, weil ich sie nicht mit mir nehmen konnte! Den größten Respect vor Euch Pragern erhielt ich aber, als ich Meister Bethovens Schlacht bei Vittoria im Redoutensaale aufführen hörte in Hummels Konzerte und das weihevolle Verständniß inne wurde, das man dem Werke entgegentrug. Ob man in Prag den Witasek das Domorchester dirigiren sieht, oder die leichte Musik im Waldstein'schen Garten hört, immer drängt sich Einem durch die Qualität des Gebotenen das Bewußtsein auf, daß man sich auf einem Boden befinde, auf dem die Kunst kein leerer Schall ist!"

Kanne schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit gemäßigtem Tone: „Um den Weber aber hättet Ihr Prager Trauer anlegen sollen — die Geiger im Prager Orchester hätten ihre Bratschen mit Trauerflören behängen und die Wände des

Schauspielhauses hätte man schwarz aushängen sollen. Die Zeiten Webers kommen nicht mehr — da, — da sehen Sie — das Opernrepertoir des Dresdener Theaters! Ich habe mir's eigenhändig herausgeschrieben aus den Dresdner Zeitungen und trage es bei mir, um mich daran zu erquicken, wenn mich die Italiener hier zu sehr ärgern. Da lesen Sie: 30. Jänner: zum ersten Mal: Jakob und seine Söhne in Egypten; 18. Februar: Das Hausgesinde, von Fischer; 24. Februar: Fanchon, von Himmel; 22. April: Helene, von Mehul; 3. Mai: Johann von Paris, von Boieldieu; 11. Mai: Das Lotterielos, von Isouard; 18. Mai: Raoul, der Blaubart, von Gretry; 4. Juni: Das Waisenhaus, von Weigl; 24. Juli: Lodoiska, von Cherubini."

Kanne hielt in der Lektüre inne und sah sein Gegenüber mit einem triumphirenden Blicke an.

Dann fuhr er lebhaft fort: „Nun — was sagen Sie dazu? Neun neue Opern der ersten Meister in sechs Monaten — wo finden sie den Direktor, der Aehnliches vollbracht hätte oder zu vollbringen auch nur den Willen hätte? Und was noch mehr sagen will — finden Sie unter diesen

neun neuen Opern auch nur ein Werk von Karl Maria Weber selbst? Und daß er ein vollgiltiges Recht hätte, seine Opern den Dresdnern zunächst vorzuführen, das in Abrede zu stellen wird nicht leicht Jemandem einfallen. Ist es doch deutsche Musik, die er schreibt, und ist doch auch seine Musik bereits eingebürgert bei allen Theatern Deutschlands! Nur dort, wo der Meister eben wirkt, sind seine Tondichtungen eine seltene Erscheinung! Wie leuchtet der bescheidene Meister auch da all' den kleinen Lichtern voran, die nur sich leuchten lassen möchten, und wenn sie die Gewalt in Händen haben, auch nur sich allein mit abgöttischer Eigenliebe pflegen! Karl Maria Weber hat drei Jahre die Prager Oper geleitet und in diesen drei Jahren brachte das Prager Theater keine Oper von Weber, während man rings umher im deutschen Lande Weber'sche Musik spielte und sang. Hier gab man sein „Waldmädchen“, dort seinen „Peter Schmoll“, in Breslau sang man seinen „Rübezahl“, in Karlsruhe war sein „Abu Hassan“ eine Repertoiroper — in Prag kannte man keines dieser Werke, denn der bescheidene Meister sagte: „Ich will der Welt zeigen,

daß es auch noch Bühnenvorsteher geben könne, die Fremdes mit Liebe pflegen, ohne stets nur sich allein hören zu wollen!" Das sind Webers eigene Worte, und er wurde ihnen nie untreu, er bürgerte in Konsequenz derselben in Prag den Meyerbeer und den Spohr, in Dresden den Marschner ein und sich selbst vergaß er ganz. Und lesen Sie, was Weber schrieb, um die Musik, mit der er eben ein Publikum bekannt machen wollte, bei diesem Publikum auch durch das erläuternde Wort zu popularisiren, so werden Sie denselben liebenswürdig bescheidenen Mann wieder finden, der nur an Andere und nie an sich und seine Werke dachte! Zu den besten Aufsätzen über Musik gehören jene, welche Weber in den Anhängen der „Prager Zeitung", Ihres politischen Landesblattes, bald mit der Chiffre: „Niemand," bald als „Melos", bald wieder als „Knaster" und auch zuweilen als „Karl Maria" veröffentlichte, und in welchen er die Prager auf die Tondichtungen aufmerksam machte, die er ihnen als Operndirigent eben vorzuführen im Begriffe stand!"

Das junge Mädchen, welches gekommen war, Kanne's Urtheil über sich ergehen zu lassen, horchte

mit stillem Vergnügen und fast athemlos der begeisterten Rede des sonst so rauhen Kunstkritikers, dessen Wahrsprüche in Musiksachen damals unangefochten da standen und sich einer allgemeinen Geltung erfreuten.

Jetzt schien sich jedoch Kanne plötzlich zu besinnen, und mit der Hand durch seinen in Urwaldspracht starrenden Vollbart fahrend, sagte er rasch: „Aber da habe ich Ihnen von Dingen gesprochen, die Sie vielleicht gar nicht interessiren, Sie wollen ja nur mein Urtheil über Ihre Stimme und nicht meine Stimme über deutsche und Prager Kunstzustände hören!"

„Ich wollte, Sie hätten noch lange nicht aufgehört, so zu sprechen, wie Sie eben sprachen!" sagte das Mädchen mit warmer Betonung.

Der Kritiker sah sie scharf an und sagte dann mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Ich hoffe, Sie wollen mich nicht bestechen?"

„Wollte ich es auch — würde es mir gelingen?" — gegenfragte das Mädchen lächelnd.

„Sie haben es darauf abgesehen, mich auf allen Angriffspunkten zu schlagen!" — warf Kanne hin. — „Es würde mir fast leid thun, Sie selbst

als eine Geschlagene von hier gehen zu sehen! Ich habe Sie als ein Geschöpf voll warmer Kunstbegeisterung kennen gelernt — aber es ist eine Schwachheit der Menschen, die Begeisterung mit der Befähigung zu verwechseln. Es würde mir leid thun, wenn ich Jemandem, an dem ich die erstere zu meiner Freude wahrgenommen habe, zum Schlusse sagen müßte, daß ihm die letztere fehle! Wir haben jetzt so hübsch Bekanntschaft gemacht, daß es Schade wäre, wenn wir als Feinde scheiden müßten!"

Kanne sprach wieder mit einer an ihm seltenen Wärme und ergriff dabei des Mädchens Hände, und sah ihr recht treuherzig in's Auge: „Vielleicht dispensiren Sie mich von der Pflicht, Ihnen die Wahrheit sagen zu müssen!" — sagte er nicht ohne Humor. — „Ihnen gegenüber würde mir zum ersten Mal in meinem Leben schwer werden, was ich tausendmal mit kalter Gleichgiltigkeit gethan! Sie finden gewiß noch Jemand anderen in Wien, der Ihnen reinen Wein einschenken wird!"

„Wäre ich zu Ihnen gekommen, wenn ich nicht eben Sie hätte hören wollen?" — warf das Mädchen fast vorwurfsvoll ein.

„Wieder geschlagen!“ — murmelte Kanne. Dann sagte er, alle Gutmüthigkeit von sich streifend, mit jener trockenen Barschheit, die ihn auch im persönlichen Verkehr so gefürchtet machte: „Wenn Sie es denn mit Gewalt haben wollen — so mögen Sie's haben! Da“ — und er griff in die Tasche seines Rockes — „da ist etwas, was Sie sich gleichsam selbst gewählt haben. Sie erklären, deutsche Musik zu lieben und singen zu wollen — hier haben Sie deutsche Musik — und Weber'sche noch dazu!“

Kanne reichte dem jungen Mädchen einige Blätter beschriebenen Notenpapiers und fuhr fort: „Weber hat mir's erst kürzlich geschickt — Sie sehen, ich trage es noch pietätvoll in der Tasche umher! Es soll ein Fragment aus einer Oper sein, an der er nun schon, wie er mir schreibt, zwei Jahre in seinen besten Stunden arbeitet. „Agathens Arie“ steht oben — mehr habe ich bisher nicht gelesen, denn der Mensch hat auch seine trägen Stunden, und die Musikzeitschrift will auch geschrieben sein. Die neue Oper Webers soll: „Der Freischütz“ heißen und Agathens Arie, von der Sie den Klavierauszug

mit der Stimmbegleitung in Händen halten, soll ein Hauptmoment der Oper sein. Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde Zeit zum Studium der Arie — dann mögen Sie zeigen, ob Sie deutsche Musik zu singen verstehen! Ich appellire indessen an meine Brigitte und fordere sie auf, mir eine neue Kanne Wein zu bringen, damit ich meiner Kehle für die außerordentlichen Anstrengungen, die ich ihr eben zugemuthet habe, Revanche geben kann." Und Kanne setzte sich gemüthlich in seine Ecke neben den Kachelofen, fuhr mit seinem abgeschobenen und tintenüberkrusteten blauen Rockärmel über die Tischplatte, um dieselbe blank zu fegen und von den Weintropfen zu säubern, welche Brigitte auf dieselbe hatte niedertropfen lassen, als sie ihm die maßhaltige Weinkanne neu gefüllt servirt.

Das junge Mädchen stand da in der Mitte des Zimmers, das Notenblatt in der Hand. Aber je aufmerksamer sie dasselbe betrachtete, desto mehr belebten sich ihre Züge, desto frischer erglänzten ihre Augen; jetzt begann sie mit der Hand graziös den Takt zu schlagen, ein leises Summen trat auf ihre Lippen, jetzt schwoll es an zu einem

vollen Tone, dessen glockenreiner, markiger Anschlag den Kritiker bestimmte, überrascht aufzublicken — jetzt flossen die Töne in perlender Folge hin und wie ein feierlicher Choral entströmte es der Lippe der begeisterten Sängerin.

„Leise, leise — frommer Weise“ — rauschte es wie andachtdurchwehtes Gebet durch die Weinstube, daß alle Gäste stumm aufhorchten und den Blick nicht zu wenden vermochten von der jugendlichen Sängerin, deren Antlitz in frommer Begeisterung glühte.

Und als die Sängerin jetzt aus dem weihevollen Andante in den Allegrosatz hinübergriff und mit frischer Stimme und charakteristischer Betonung die schöne Stelle anklingen ließ:

„Alles pflegt schon längst der Ruh,
Trauter Freund, wo weilest Du?
Ob mein Ohr auch eifrig lauscht,
Nur der Tannen Wipfel rauscht,
Nur das Birkenlaub im Hain
Flüstert durch des Waldes Stille —
Nur die Nachtigall und Grille
Scheint der Nachtluft sich zu freun“ —

da schlich auch Kanne aus seinem Winkel hinter dem Ofen hervor, und mit dem Kopfe unwillkür-

lich den Takt markirend, lauschte er wohlgefällig der schönen Melodie und dem lebendigen Vortrage, sein Auge nicht von der Sängerin abwendend, die Alles um sich her vergessen zu haben und ganz in ihrem Gesang aufgegangen zu sein schien.

Jetzt schwang sich im beflügelten Tempo von der Lippe des Mädchens der schmetternde Jubelruf:

„Doch horch — täuscht mich nicht mein Ohr?
Dort klingt's, wie Schritte —
Dort aus der Tannen Mitte
Kommt was hervor!
Er ist's — er ist's —
Die Flagge der Liebe mag wehen!
Dein Mädchen wacht
Noch in der Nacht!"

Die Sängerin sah sich plötzlich unterbrochen, bei der Hand gefaßt, und als sie unwillig über den unzeitigen Störer vom Notenblatte aufsah, da leuchteten ihr Kanne's Augen wie zwei glühende Kohlen aus der Urwaldumnachtung des Bartes entgegen und Kanne's Stimme ließ sich vernehmen in hastiger Rede: „Gehen Sie — gehen Sie — und führen Sie den Freischütz ein in die

Welt — und wenn Sie eine Sünde wider den heiligen Geist begehen wollen, so geben Sie die Kunst auf — sonst nicht — das sage ich Ihnen, der Kanne!"

Siebentes Kapitel.

Enttäuschungen.

Während im großen Weinzimmer Kanne sein Examinatorium mit der jungen Dame vornahm, saß im Extrazimmer Herr Fürst, der Kritiker des „Sammlers", einer der belletristischen Zeitschriften, welche damals das Monopol hatten, der ungeheueren Stadt das Rohmaterial für die gesellige Unterhaltung zu liefern.

Die Theaterzeitung, die Wiener Zeitschrift und der Sammler repräsentirten die gesammte Unterhaltungspresse Wiens. Das Faktotum beim Sammler war Fürst, während Wähner bei der Wiener Zeitschrift der einflußreichste Mann war. Die beiden Herrn lebten, wie wir bereits wissen, in augenblicklicher Spannung, während sie sonst in der Regel die besten Freunde waren und ganze Tage und mitunter auch ganze Nächte mit einander im

Extrazimmer der Weinstube in der Kärnthnerstraße zubrachten.

Fürst saß erst eine ganz kurze Zeit im Extrazimmer, als sich ihm die Kellnerin vertraulich näherte und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte, die den Kritiker zu der Rückäußerung bewogen: „Ich möchte nur wissen, woher die jungen Geschöpfe noch immer den Muth nehmen, sich dem Brummbär zu nähern! Sieht Sie, Jungfer Brigitte, das hat Sie eigentlich auf dem Gewissen! Sie kennt doch Ihre Leute, und sollte die armen Opfer doch lieber warnen, anstatt daß Sie dieselben arglos in die Höhle des Löwen eintreten läßt, der sie anschnauzt und anbrüllt, daß sie glaubten müssen, sie seien in die Thierabtheilung im Schönbrunner Garten gerathen!“

„Diesmal sind Sie auf dem Holzwege, Herr Fürst!“ — warf die Kellnerin lachend ein. „Sie hätten sehen sollen, wie die hübsche Demoiselle den brummigen Herrn Kanne herumbekommen hat! Ich sage Ihnen, ich habe meinen Augen nicht getraut! Ganz warm ist er geworden, der Herr Kanne, und hat sich etwas vorsingen lassen.“ —

„Das ist superb! Ich hätte die Schafsgesichter

sehen wollen, welche die Holzspalter und Salamimänner machten, als ihnen die Demoiselle die Solfeggien zum Besten gab! Ich muß doch auch hier im Weinzimmer Audienzen geben!"

„Dazu kann früher Rath werden, als Sie denken, Herr Fürst!" sagte die Kellnerin schelmisch. — „Erst vor einer halben Stunde war ein ganz nettes schlankes Bürschchen da und fragte nach Ihnen. Der gute Junge sah gar nicht darnach aus, als ob er satt zu essen hätte! Der Hunger guckte ihm aus den Augenhöhlen heraus, und wenn ich mich nicht genirt hätte, so würde ich ihm einen Pfiff vorgesetzt haben — auf mein Separatkonto versteht sich!"

„Und nach mir fragte er, sagte Sie?"

„Nach Herrn Fürst, der für den Sammler schreibt, das sagte er so schüchtern, daß man gleich weg hatte, wie selten er in ein Weinhaus kommen mochte! Kaum daß er es wagte, sich ordentlich umzusehen, der arme, nette Junge! Hätte ich ihn doch gebeten, sich niederzulassen und zu warten, bis Herr Fürst käme — so aber sagte ich, ohne zu überlegen, kurzweg: Herr Fürst ist nicht da und kommt erst in einer halben Stunde! Und

kaum waren die Worte heraus, so war auch der nette Junge zur Thür hinaus, als fürchtete er, daß man ihn fragen könnte, was er noch weiter beliebe! Aber das sage ich Ihnen, Herr Fürst, daß Sie mir den jungen Menschen gut behandeln, wenn er wiederkommt, er mag nun was immer wollen! Wenn Sie ihm ein schiefes Gesicht zeigen, oder ein böses Wort sagen, so ist's aus zwischen uns — und Sie wissen, was das zu bedeuten hat!"

„Wohl, mein Kind, kenne ich die Schrecken Deiner Ungnade!" — lachte der Kritiker. — „Glaubst Du, ich werde meinen Kredit freventlich selbst untergraben, indem ich es mit Dir verderbe? Nein — da weiß ich mir die Bank zu sehr zu schätzen, bei welcher meine schönen Worte und Vertröstungen als baare Münze angenommen werden!"

Die vielen Worte hatten die Kehle des Kritikers ausgetrocknet und er bedurfte einer frischen Labung. Brigitte wollte dieselbe eben herbeischaffen, als sie nicht ohne ein flüchtiges Erröthen bemerkte: „Ach — da ist der junge Mann, der Sie vorhin suchte!" — Und sich mit einer geschmeidigen Wendung der Thür nähernd, in welcher wirklich ein junger, ziemlich verlegen drein blicken-

der Mann stand, den wir jedoch bereits als den Studenten Herloß kennen, sagte sie mit aufmunterndem Lächeln: „Diesmal sind Sie glücklicher, mein Herr — hier sitzt Herr Fürst!“

„Wirklich — sitzt er hier, der Herr Fürst — wo — wo sitzt der Herr Fürst? — stotterte der junge Mann, indem er den Hut in der Hand drehte und mit einer leichten Brustbeklemmung kämpfte.

„Treten Sie näher, junger Mann — womit kann ich Ihnen dienen?“ — rief Fürst, der mit einemmal allen Humor abgestreift hatte und die würdevollste Grandezza zur Schau trug.

„Ich — ich habe in der That die Ehre — mit dem berühmten Schriftsteller Herrn Fürst zu sprechen — mit demselben, der beim Sammler“ —

„Lassen Sie den Sammler — es wäre denn, daß Sie ihn brauchten, um sich zu sammeln!“

Der junge Mann starrte den Kritiker mit einem Blicke an, in welchen er nicht genug Bewunderung legen zu können schien. Er wäre vielleicht noch lange stotternd und verlegen da gestanden, wenn sich ihm nicht die Kellnerin genähert, ihn sanft bei der Hand genommen und mit ihrer süßesten Stimme zu ihm gesagt hätte: „Bitte — möchten

Sie nicht neben Herrn Fürst Platz nehmen und einen Pfiff Wein versuchen?"

„Neben Herrn Fürst Platz nehmen — ich — neben dem Herrn Fürst, der den Sammler schreibt" —

„Bitte, lassen Sie den Sammler, und denken Sie mehr an den Pfiff Wein!"

„Ja richtig — der Pfiff Wein!" — lispelte Herloß neben Fürst niedersitzend, und schon griff seine Hand mechanisch nach dem Glase aus. Da besann er sich noch rechtzeitig — eine tiefe Röthe schoß über sein Gesicht fast eben so schnell, als durch seinen Kopf der Gedanke: Wer bürgt mir dafür, daß der Wein ein geschenkter ist — wenn ich ihn zahlen müßte —

Die obsalute Unmöglichkeit einer Zahlungsleistung auf seiner Seite drängte sich ihm so entschieden auf, daß er den Wein mit hastiger Geberde von sich schob und bemerkte: „Ich trinke keinen Wein — er erhitzt mich zu sehr — ich bin ihn nicht gewohnt."

„Müssen ihn gewöhnen!" — ermuthigte Fürst den Zaghaften. — „Wollen in Wien leben und keinen Wein trinken? Und wenn Sie auch noch ein unschuldig Kind wären im Punkte des Wei-

nes, wie Vater Noe, als er den ersten versuchte, den er selbst gekeltert — den Pfiff müßten Sie doch mit mir trinken, schon damit Jungfer Brigitte ruhig schlafen könnte, die es nicht leiden mag, wenn Jemand in der Weinstube sitzt, ohne einen Pfiff Wein vor sich zu haben!"

Des Kritikers boshafter Blick suchte die Kellnerin, die ihm mit dem Finger drohte, während sie verstohlen den jungen Mann anblickte, der sich endlich mit einer Resignation, welche über alle möglichen Folgen hinwegsah, den Pfiff Wein assimilirte.

„Und jetzt sagen Sie mir, womit kann ich Ihnen behilflich sein?" — warf Fürst hin, nachdem Herloß ausgetrunken hatte.

Mit dem Weine war ein bisher nie gefühlter Muth über den jungen Mann gekommen und er sagte rasch: „Ich möchte mich der Schriftstellerei zuwenden!"

„Der Schriftstellerei!" — rief Fürst zurückprallend. — „Und da kommen Sie zu mir?"

„Ich habe mir ein Herz gefaßt und mir vorgenommen, mich an einen berühmten Schriftsteller zu wenden, damit er mich in die literarische Welt

einführe. Da ich nun weiß, daß Sie für den Sammler" —

„Wollen Sie einmal den Sammler — Sammler sein lassen?" — rief Fürst zornig.

„Der Sammler ist doch das schönste und gehaltvollste Blatt in Wien, und ich begreife nicht, wie gerade Sie nichts von ihm hören wollen, der Sie doch für den Sammler" —

„Haben Sie mir noch viel vom Sammler zu erzählen?"

„Ich möchte für den Sammler schreiben!"

„Und da soll ich Sie mit dem Sammler bekannt machen?"

„Ich habe mir in der That mit dem Gedanken geschmeichelt, daß ich durch Ihre Protektion leichter beim Sammler" —

„Gemach, junger Mann!" — unterbrach Fürst den Schwärmer für den Sammler, indem er ihn mit finsterem Stirnrunzeln ansah. — „Ehe wir überhaupt zum Sammler kommen, will ich Ihnen noch etwas sagen. Ein allgemeines Wort — es wird kurz sein, aber ich fühle den Drang und die Verpflichtung in mir, es auszusprechen. Als Sie da hereinkamen, dachte ich, Sie hätten bereits et-

was geschrieben und drucken lassen, und kämen nun daher, um an das Wohlwollen der Kritik zu appelliren. Aber dem ist nicht so, Sie wollen erst schreiben und da kann es vielleicht noch nützen, was ich Ihnen sagen will. He — Brigitte — noch einen Pfiff Wein für den jungen Herrn und zwar auf meine Rechnung, denn ich bin dem jungen Herrn das Traktament schuldig; es soll ihm die bittere Pille hinabschwemmen helfen, die ich ihm zu verschlucken geben muß! So, Jungfer Brigitte — nur hingestellt den Pfiff — halt, junger Herr, nicht anrühren! Das, was ich Ihnen zu sagen habe, braucht einen nüchternen Kopf, denn ich stelle nur die These hin und überlasse es Ihnen, sich die Korollarien selbst daraus zu ziehen!"

Und der Kritiker nahm den verlegen drein schauenden jungen Mann bei der Hand, führte ihn zum Fenster, sah ihn scharf an und sagte dann mit einem gewissen feierlichen, ernsten Pathos: „Junger Mann! gehen Sie nach Hause und lassen Sie sich einen Schilling aufmessen!"

Herloß prallte einen Schritt zurück über den sonderbaren Rath, der ihm eben geworden.

„Haben Sie mich verstanden?“ — frug der Kritiker barsch.

„Verstanden wohl, aber nicht begriffen!“

„Nicht begriffen? Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie Schriftsteller werden wollen?“

„Allerdings!“

„Nun — und ich habe Ihnen einen Rath gegeben! Ich hätte ihn anders fassen können — ich hätte Sie auf mein Leben und auf meine Rubrik „Soll“ hinweisen können, mit welcher ich in Jungfer Brigittens Schuldbuche verzeichnet stehe — aber das Alles hätte Ihnen nicht so erschöpfend angedeutet, was ich meine — darum nochmals: gehen Sie nach Hause und lassen Sie sich einen Schilling aufmessen. Das für die Idee, Schriftsteller werden zu wollen. Jetzt trinken Sie Ihren Pfiff Wein!“

Herloß stürzte mechanisch das Naß hinab.

„Im Prinzipe habe ich Ihnen meine Meinung gesagt!“ — nahm Fürst nun wieder in kurzer, trockener Redeweise das Wort. — „Jetzt zum Detail. Sie haben sich mit der Bitte an mich gewendet, Sie beim Sammler einzuführen. Sie sollen sich nicht über meine Unzugänglichkeit zu

beklagen haben. Sie sind Mitarbeiter des Sammlers. Was glauben Sie diesem liefern zu können?"

„Ich habe mich in Gedichten versucht — gegen ein gutes Honorar werde ich dem Sammler den ganzen Band Gedichte zur Disposition stellen, den ich bisher geschrieben!"

Jetzt war das verhängnißvolle Wort Honorar heraus und Herloß fühlte sich bedeutend erleichtert, da er über die Hauptsache glücklich hinweggekommen war.

Was bedeutet aber das satanische Lächeln Fürst's? Gutes gewiß nichts — der arme Poet soll das nur zu bald erfahren. — „Es thut mir leid, Sie aus Ihrer Illusion reißen zu müssen, junger Mann" — nimmt Fürst nach einer unheimlichen Stille das Wort — „aber Gedichte werden nie honorirt."

„So?" — dehnte der vernichtete Dichter.

„Der Sammler honorirt überhaupt gar nicht!" — fuhr der Kritiker unerbittlich fort. — „Er bewilligt höchstens ein Frei-Exemplar!"

„Sie leben doch nicht blos von dem Freiexemplar, welches Ihnen der Sammler bewilligt?" — warf Herloß naiv hin.

„Ich — ja ich“ — stotterte der Kritiker, den die einfache Gegenrede einigermaßen verlegen gemacht hatte — „ich bin eine Ausnahme von der Regel, und Ausnahmen beweisen nichts. Ich bin die Hauptkraft des Sammlers, sein Kritiker, und als solcher werde ich gezahlt — knapp genug, das können Sie mir glauben, und glauben Sie mir es nicht, so fragen Sie nur Jungfer Brigitte da — sie weiß genau, was ich habe, denn meine ganze Einnahme fließt in ihre Tasche ab, und sie klagt doch immerfort, daß ich ihr so viel schuldig bin.“

Jungfer Brigitte lächelte verschmitzt, und da sie bei einem zufälligen Blicke auf Herloß gewahr geworden, daß das vor dem jungen Manne stehende Glas leer war, so konnte sie es sich nicht versagen, dasselbe von neuem zu füllen.

Herloß, der immer noch nicht ganz im Reinen war über die beunruhigende Frage, ob er denn doch nicht in die Lage kommen dürfte, einen oder den anderen von den hier vertilgten Pfiffen Wein zahlen zu müssen, schob über und über erröthend das Glas abwehrend zurück und murmelte: „Ich kann wirklich nicht mehr — und wenn man mir's schenkte, ich könnte nicht mehr.“ —

„Trinken Sie zu — der Sammler zahlt's!“ — rief Fürst, der die eigentliche Natur des gegen den neuen Pfiff erhobenen Bedenkens durchschaute, mit Humor: „Es ist das einzige Honorar, das er Ihnen je zahlen wird — lassen Sie sich's also schmecken.“

Herloß warf einen dankbaren Blick auf die Kellnerin, die den glücklichen Einfall gehabt, das Budget des Sammlers so zu belasten, einen zweiten erkenntlichen Blick auf den Kritiker, der sich so großmüthig benahm, und sagte dann: „Ich kann doch nicht glauben, daß Sie den Sammler ganz allein schreiben.“

„Der Sammler wird nicht geschrieben, sondern geschnitten!“

„Geschnitten?“

„Ja — geschnitten und geleimt! Wenn Sie mich heute Nachmittags im Redaktionsbureau besuchen wollen, werde ich Ihnen das begreiflich machen! Kommen sie zwischen drei und vier Uhr, das ist die Stunde, in welcher der Sammler gemacht wird — zu einer andern finden Sie mich auch nicht zu Hause!“

„Man hat mir in Ihrer Wohnung etwas

Aehnliches gesagt — darum habe ich mir erlaubt, Sie hier aufzusuchen. Aber wie kann ein so großes Blatt, wie der Sammler, in einer Stunde fertig werden?

„Das wird Ihnen bald einleuchten! Zuerst kommt ein Gedicht — nehmen wir an, es sei das Ihrige, obwohl Sie über die Unmasse von Gedichten staunen werden, die in Wien und in den Provinzen fabrizirt werden. Von einer Verlegenheit ist hier nie eine Spur — Material in Hülle und Fülle! Dann kommt ein Stück von einer Novelle — junge Dichter schätzen sich glücklich, wenn der Sammler ihre Erzählungen druckt, und die Erzählungen sind in der Regel so lang, daß der Sammler bei geschickter Zersägung des Manuskripts ein Vierteljahr lang an einer vollauf zu drucken hat. In dritter Linie steht der Papptopf und die Scheere — das sind die Hauptmitarbeiter des Sammlers und ebenso billig wie die früheren. Aus zehn Zeitungen, mit denen der Sammler tauscht, schneidet er die eilfte — sich selbst heraus! Zuweilen kommt noch eine Korrespondenz aus der Provinz, die nur frankirt angenommen wird, wogegen dem Korrespondenten

der Sammler durch die Post zugeht. In den ersten vierzehn Tagen eines jeden Quartals wird die Zusendung des Blattes an die Korrespondenten suspendirt, weil Fälle vorgekommen sind, daß sich die Herren mit Kaffeewirthen in's Einvernehmen setzten und ihnen das Blatt zum Auflegen zugehen ließen. Im Uebrigen hat es solch ein Provinz-Korrespondent des Sammler ganz gut, er bekommt sein Patent als Korrespondent, und darauf hin kann ihm kein Direktor eines Provinzialtheaters eine Freikarte verweigern."

Nachdem Herloß so hinter die Koulissen eines Wiener Blattes geblickt — der freundliche Leser wolle nie übersehen, daß unsere wahrhafte Erzählung nicht heute handelt, sondern nahezu vierzig Jahre zurückdatirt — und von Fürst überdies noch die trostvolle Versicherung erhalten, daß es die übrigen Journale eben so machten, erschien ihm die Stellung als Mitarbeiter bei einem derselben weniger wünschenswerth als früher und er trat in ziemlich deprimirter Stimmung seinen Rückzug in die Vorstadt Hundsthurm an, in welcher er bei einer alten Tante wohnte, die einen kleinen Gnadengehalt als Wittwe eines herrschaft-

lichen Bedienten bezog. Die Frau hatte einen ungeheueren Körperumfang, so daß sie das kleine Gemach, welches sie zur Miethe hatte, nahezu ganz selbst ausfüllte; wie lästig ihr unter solchen Umständen ein Stubengenosse war, dem sie für den ersten Augenblick auf Grund seiner verwandtschaftlichen Rechte eine Unterkunft gewähren mußte, läßt sich an den Fingern abzählen. Dazu kam noch, daß sie gegen Herloß vom ersten Augenblick an einen unbezwinglichen Widerwillen fühlte. Sie hatte eine natürliche Aversion gegen alle mageren Leute, und wie ihr Körperfülle für die Inkarnation vollendeter Schönheit galt, so fühlte sie für alle mageren Leute eine unbeschreibliche Verachtung. Unter diesen Umständen mußte ihr der ausgehungerte Musensohn, der so, wie vom Himmel herniedergeschneit, ihre behäbige Existenz zu unterbrechen drohte, eine höchst unerquickliche Erscheinung sein.

Als sie ihn jetzt mit gesenktem Kopfe in die Kammer treten sah, sagte sie barsch: „Nun, hast Du ein Brot gefunden?"

„Leider nein — die Sachen stehen trostloser denn je! Ich sehe mich in meinen Hoffnun-

gen so gründlich getäuscht, daß ich Zeit brauche, um mich nur erst zu sammeln und die Zukunft in's Auge zu fassen!"

„Da haben wir's!" — knurrte die dicke Frau. — „Das kommt aus dem Studiren heraus! Magerkeit — nichts als Magerkeit! Es war schon ein Unglück, daß dein Vater ein so trauriges Handwerk wählte! Ich habe noch keinen fetten Schneider gesehen. — Beweis genug, daß es keinem Schneider gut gehen kann. Da hättest Du meinen Seligen sehen sollen — der war so stark wie ich! Wenn er im Hausthore stand, so konnte die Herrschaft kaum hindurch und an ihm vorbeikommen! Solch einen Nahrungszweig lobe ich mir — und wenn ich Dir heute noch einen Rath geben sollte, so würde ich sagen: Werde Portier wie mein Seliger!"

„Ich habe aber nun einmal kein Talent zum Portier — ich habe schon so lange studirt, daß ich nun nicht mehr von der Kunst und Wissenschaft lassen kann!"

„Kunst und Wissenschaft — geh!" — ereiferte sich die Portierswittwe. — „Hast Du jemals schon einen dicken Professor, Doktor oder Beamten ge-

sehen? Ich nicht! Als mein Mann noch lebte und Portier war, da habe ich viel unter Beamtens-frauen gelebt — waren alle mager wie die neuen Zündhölzchen, die sie da eben erfunden haben! Keine Nahrung, kein behäbiger Wohlstand, Sorgen an allen Ecken und Enden. Höchstens, daß die Wirthschaftsräthin einen Anflug zu einer anständigen Fülle nahm — ich, die Portiersfrau, habe sie alle überflügelt! Das macht das ruhige, bequeme, gute sorgenlose Leben — und darum rathe ich Dir noch jetzt, gib all' das kopfhängerische Studiren und Nachtsitzen auf — werde ein ordentlicher Handwerker, der eine feste sitzende oder stehende Lebensart hat, die in's Fleisch geht. Und fühlst Du zu der stehenden, die meinen seligen Mann so stattlich dick gemacht hat, durchaus keinen Beruf, so wende Dich in Gottes Namen der sitzenden zu — werde Schneider, wie dein Vater einer ist, und hast du Ehrgeiz in Dir, so trachte der erste dicke Schneider zu werden! Und bist Du erst ein tüchtiger Gesell, der sein Stück vom Fleck weg näht, so laß Dich wieder mal sehen bei mir, und bist Du dann recht stark und fest im Fleische, so wird Niemand eine größere Freude

an der Umwandlung haben als Deine Tante! So wie Du jetzt aber aussiehst, gibt es mir immer einen Stich durch's Herz, wenn ich Dich ansehen muß! Ich glaube, wenn Du noch einen Monat um mich herum wärst, würde mir das Fleisch pfundweise vom Leibe fallen, und um meine wohlgepflegte Taille wär's geschehen!

„Ich werde Ihnen nicht länger zur Last fallen" — erwiederte der junge Mann — „ich will es trotz alledem versuchen, mich auf meine eigenen Füße zu stellen und den Kampf mit dem Leben anfangen!"

„Du willst also meinen Rathschlägen folgen und Schneider werden?" fragte die Portiersfrau zufrieden gestellt, indem sie sich wieder niederließ.

„Ob ich Schneider werde, weiß ich nicht — das Eine aber glaube ich Ihnen versprechen zu können: Ich werde mich nach Thunlichkeit bestreben, dick zu werden!"

„Thue das, mein Sohn!" — stimmte die Frau salbungsvoll ein. — „Auf welchem Wege Du es auch dazu bringst, ein dicker Mann zu werden, sei überzeugt, er ist der rechte, sonst hätte er kein so günstiges Resultat für Dich gehabt."

Achtes Kapitel.

Liebesahnungen. Eine Wendung.

Das gegenseitige Wohlgefallen, welches Herloß und Henriette mit einander verband, und dessen erster Grund vielleicht ebenso sehr in dem originellen ersten Zusammentreffen als in der Gleichartigkeit ihrer Bestrebungen wurzelte, während die dreitägige Reise von Prag nach Wien ganz geeignet war, dasselbe zu kräftigen und zu befestigen, führte die beiden jungen Leute zu fast täglichem Verkehr zusammen.

War dieses Wohlgefallen auch ein unausgesprochenes, zart verschwiegenes, so verrieth es sich doch in jedem Blicke, in dem zärtlichen Ton der Stimme, in den tausend kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen sich die beiden jungen Wesen gegenseitig umgaben, in dem offenen Austausche ihrer Gedanken, Pläne und Zukunftshoffnungen.

Ueber die letzteren sprechend wanderten sie auch heute hinaus in die verschneite freie Landschaft, da es sie beide drängte, die dumpfe Stadt im Rücken zu haben. Beide hatten diesen Weg, den sie auch heute fast unwillkürlich einschlugen, schon einige Mal mit einander zurückgelegt. Denn so oft sie sich auch in Folge getroffener Verabredung auf dieser oder jener Promenade trafen, so lenkten sie immer bald ihre Schritte der luftigen Höhe zu, welche durch die Mariahilfer Hauptstraße dem Lustschlosse Schönbrunn zuführte.

Sie durchwanderten die vom Schnee gesäuberten Pfade des Parkes von Schönbrunn, der selbst in seiner winterlichen Entlaubung nicht verfehlen konnte, einen imponirenden Eindruck auf den Wandler zu machen. Hier die stolzen Baumgänge mit ihrer silberglänzenden Schneeüberkleidung — dort die schneeschimmernde, vom Pavillon gekrönte Höhe — und das Ganze abgeschlossen und gleichsam eingefriedet von jenen langgestreckten Palastbauten, in welchen sich mehr als ein großer geschichtlicher Moment abgespielt: das Alles mußte auf lebhafte jugendliche Gemü-

ther einen fesselnden Eindruck machen, der immer wieder als ein beredter Mahner zu erneuertem Besuche der liebgewonnenen Räume drängte.

Als die beiden jungen Leute heute die Mariahilfer Linie emporschritten, boten sie ihrer inneren Stimmung nach, die sich natürlich auch der äußeren Erscheinung aufprägte, einen eigenthümlichen Kontrast. Henriette fühlte sich durch ihren Besuch bei Kanne wunderbar gehoben und ermuthigt. Das wieder gewonnene Vertrauen in sich selbst machte ihren Schritt elastisch, färbte ihr Antlitz mit frischem Roth, wie es ihr Auge in lebhafter Frische erglänzen, ihr Wort rascher sprudeln machte. Herloß dagegen war traurig und einsilbig. Ihm war nur Entmuthigendes begegnet und es kostete ihm Mühe, dasselbe selbst dann zu verwinden, nachdem er es bereits in den Busen der Freundin ausgeschüttet.

Henriette tröstete so viel sie konnte und sagte dann herzlich: „Sehen Sie mich an, lieber Freund — auch ich hätte ein volles Recht melancholisch zu sein. Was nützt es mir eigentlich zu wissen, daß ich einen inneren Beruf zur Kunst in mir habe, wenn ich die Mittel und Wege nicht absehe, wie

ich meinem, durch den Ausspruch eines gewiegten Kunstkenners als berechtigt sanktionirten inneren Drange zur Geltung und Entfaltung verhelfen kann? Die Prager Kunstschule hat ihr absprechendes Verdikt über mich gefällt — der Oheim hat mich im kritischesten Augenblicke meines Lebens aufgegeben — meine geringen Mittel hat die Reise und der mehrtägige Aufenthalt in Wien nahezu aufgezehrt — ich stehe da, arm, rathlos, nicht wissend, wohin mich zu wenden und wie die Sache anzufassen. Vielleicht wird mir jetzt, wo ich weiß, daß ich ein entschiedenes Talent für die Kunst besitze, nichts übrig bleiben, als zu dem Stickrahmen zu greifen und mit dem zehrenden Bewußtsein, daß ich zu etwas Besserem und Höherem den Kern und den Fond in mir habe, an der Gewinnung des täglichen Brotes zu arbeiten. Sie sind im Vortheil gegen mich — Sie sind ein Mann und haben es viel leichter, wenn es sich um die Bezwingung dessen handelt, was sich Ihnen entgegenstemmt. Mit Muth und Ausdauer kann es Ihnen nicht fehlen, — bei einem Weibe wiegen die beiden Worte nichts, wenn sich nicht auch noch das Glück als dritter Gefährte hinzugesellt,

und das Glück ist es eben, das mir den Rücken zeigt!“

Herloß sah die Trösterin an mit einem innigen, dankbaren Blicke, und es kam nur auf Rechnung seiner immer noch nicht ganz überwundenen, natürlichen Schüchternheit, wenn er seinen Gefühlen für die schöne Trösterin nicht einen wärmeren, energischeren Ausdruck gab, der leicht eine entscheidende Veränderung in der gegenseitigen Stellung der beiden jungen Leute hätte hervorbringen können.

So begnügte er sich, in überwallendem Gefühle seiner Wandergefährtin stumm den Arm zu reichen, den sie auch ohne zu zögern annahm. Und als zum erstenmal seine Hand die ihrige streifte, da kam ein intensives Gefühl eines tiefinnigen Wohlbehagens über ihn, und es kam ihm gar nicht mehr vor, als ob er allein in der Welt stünde. Und doch wagte er die Hand, die ihm so willig überlassen wurde, nicht einmal leise an sich zu drücken, und ein glühendes Roth schoß ihm über Stirn und Wange, als er, da er es einmal wagte, Henrietten verstohlen mit einem zärtlichen Blicke zu streifen, diesen Blick von der, der er

galt, aufgefangen und belauscht sah. Nicht einmal der wie an ein Verständniß mahnende weiche Blick des Mädchens vermochte ihn über den ausgestandenen Schrecken zu beruhigen, und er hütete Auge und Hand nur noch ängstlicher, um seiner reizenden Nachbarin keinen Grund zu einem möglichen Erzürnen zu geben.

Harmlos plaudernd traten die beiden Spaziergänger den Rückweg an und sie gewahrten es kaum, daß ihnen zwei elegant gekleidete Herren begegneten, von denen namentlich der Eine, der Jüngere, beim Anblicke des Mädchens sich eines Rufes freudiger Ueberraschung kaum erwehren konnte.

Die beiden Herrn blieben stehen, da der jüngere den älteren beim Arme erfaßte und am Weitergehen hinderte. Sie ließen das junge Paar an sich vorbeigehen.

Zugleich fragte der Jüngere seinen Begleiter lebhaft: „Haben Sie das wunderschöne Mädchen gesehen, Baron?“

„In der That — Hoheit — eine wunderbar frische poetische Erscheinung!“ — meinte der Andere.

„Da reise ich nun schon zwei Monate von einem Ende Deutschlands zum anderen, ohne ein Antlitz und eine Gestalt finden zu können, wie sie mir in meinen künstlerischen Phantasien vorschwebt — und nun, wo wir Wien verlassen wollen, läuft mir dies herrliche Kind in den Weg! Kommen Sie, Baron — wir dürfen die Kleine nicht aus den Augen lassen — wer weiß, ob sie Wien heute Abend nicht mit uns verläßt!"

Die beiden Männer schritten rasch aus, dem jungen Paare nach, welches einen kleinen Vorsprung vor den Verfolgern gewonnen hatte, von denen es nichts ahnte.

„Ich will an Ihrem glücklichen Stern nicht zweifeln, Hoheit" — sagte der Baron zu seinem Gefährten — „aber es wäre doch eigenthümlich, wenn uns ein Mädchen so ohne weitere Garantien in die Welt hinein folgte."

„Wir geben ihr unsere Ehre als Garantie!" — sagte der Fürst stolz. — „Der Hof von Montresor hat einen guten Ruf, und wen Herzog Wolfgang unter seinen Schutz nimmt, kann ruhig nach Montresor gehen, und wäre er die Reinheit und Unschuld selbst!"

„Daran zweifelt Niemand, mein gnädiger Herr“ — gab der Andere lächelnd zu. — „Ich meine nur, daß das Mädchen Eltern oder sonstige Angehörige haben wird, mit denen man erst wird unterhandeln müssen, und da Sie die Abreise auf heute Abend festgesetzt haben —“

„Wir werden sehen!“ — unterbrach der Fürst den Sprecher und blieb stehen, da er gewahrte, daß das Mädchen, dem seine Verfolgung galt, ihren Schritt anhielt.

Man war am Glacis angekommen und die beiden jungen Leute nahmen Abschied von einander.

Henriette wohnte in einem Gasthofe der Landstraße, Herloß hatte sich in einem Dachstübchen in Hernals eingemiethet. Er hatte also noch einen Weg von mehr als einer Stunde vor sich und die Richtung dieses Weges war eine von jener ganz entgegengesetzte, welche Henriette verfolgen mußte, wenn sie nach Haus gelangen wollte.

Aber auch wenn beide denselben Weg vor sich gehabt hätten, würden sie sich hier getrennt haben, denn ein gewisses Zartgefühl verwehrte es Herloß, Henriette bis zu ihrer Wohnung zu begleiten.

Sie reichten einander die Hände, streiften sich dabei mit einem ausdrucksvollen, fast zärtlichen Blicke, mit einem Lächeln, das der freudigen Hoffnung auf das Wiedersehen, welches für morgen verabredet war, beredten Ausdruck gab, und gingen dann nach verschiedenen Seiten auseinander.

Henriette schlug den Weg über das Glacis gegen die Vorstadt Landstraße ein und die beiden Männer, die ihr folgten, ließen sie nicht aus dem Auge. Sie sahen sie in dem Gasthof verschwinden und erstiegen dicht hinter ihr die Treppe.

„Sie scheint eine Fremde zu sein und allein zu wohnen!“ sagte der Fürst zu seinem Begleiter, mit einem triumphirenden Lächeln.

„Fragen wir doch das Stubenmädchen, wer die Dame ist!“ — bemerkte der Baron, nachdem die Letztere in ein Zimmer des dritten Stockwerkes eingetreten war.

„Sie haben Recht — fragen wir!“

Das Stubenmädchen war bald gefunden und der Baron sprach sie an: „Wer wohnt in Nummer siebzehn?“

„Nummer siebzehn — dritter Stock?“

„Ganz richtig — jene Thür! Eine Dame verschwand eben in derselben!“

„Das ist eine Sängerin aus Prag. In das Fremdenbuch hat sie zwar nur ihren Namen eingetragen und in die Rubrik: Stand, Stellung lediglich das Wort: ledig geschrieben. Aber sie singt den ganzen Tag — und zwar nicht so wie unser eines etwa in den Tag hinein singt, — sondern mit Bewußtsein und agirend. Sie hat sich auch ein Piano in ihr Zimmer bringen lassen — hat uns genug Mühe gekostet, das Piano, als wir es in den dritten Stock hinaufschleppten. Da begleitet sie sich denn selbst und singt mit einer schmetternden Stimme, die man bis in den ersten Stock hinab hört. Sie sehen also, daß die Dame eine Sängerin sein muß!“

„Lassen Sie uns jetzt von der Rekognoszirung zur Aktion übergehen, Baron!“ — sagte der Fürst nach erhaltener Auskunft. „Ich will selbst unterhandeln.“

Die beiden Herrn pochten an die Thür vor Nummero siebzehn und ein lautes „Herein“ hieß sie alsbald eintreten.

Henriette musterte überrascht den Besuch.

Der Fürst grüßte artig und sagte: „Ich komme, mein Fräulein, Sie zu engagiren!“

„Mich?“ — verwunderte sich Henriette. — „Ja, kennen Sie mich denn, mein Herr — oder irrten Sie sich in der Thür, als Sie hier eintraten?“

„Keines von beiden! Ich weiß nur, daß Sie Sängerin sind — und denken Sie nun, ich sei ein Theaterdirektor und käme Sie für mein Institut zu gewinnen. Was würden Sie mir auf meinen Engagementsantrag antworten?“

„Daß ich noch nicht hinlänglich ausgebildet bin, um auftreten zu können!“ — erwiederte Henriette unbefangen.

„Noch nicht hinlänglich ausgebildet!“ — rief der Fremde mit sichtlicher Freude. — „O das ist gut — jetzt engagire ich Sie um so leichter!“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!“

„Sie sollen mich bald verstehen. Antworten Sie mir nur noch auf eine Frage: Sie haben wohl den regen Wunsch, sich vollends auszubilden?“

„Gewiß, mein Herr!“ — rief Henriette lebhaft.

„O dann ists vollends gut! Dann werden Sie mir nach Montresor folgen!“

„Montresor — wo ist das, mein Herr?“

„Montresor heißt mein Lustschloß bei Elisenruhe.“

Henriette wußte nicht, was sie auf die seltsame Rede antworten sollte. Der Fremde ließ ihr auch nicht viel Zeit zum Nachdenken übrig, sondern setzte rasch hinzu: „In Montresor sollen Sie sich in der Kunst, die Sie lieben, vollends ausbilden.“

„Sie setzen mich in Erstaunen und Verlegenheit, mein Herr!“ — sagte Henriette naiv: „Ich kann Sie doch nicht für einen Gesangslehrer nehmen, der hoffnungsvolle Stimmen wirbt — dafür sehen Sie zu distinguirt aus.“

„Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich Sie engagiren will!“ — lächelte der Fürst. — „Ein Engagement setzt eine Leistung und eine Gegenleistung voraus. In diesem Geiste biete ich Ihnen ein Tauschgeschäft an. Sie leihen mir Ihren Kopf, der mir so außerordentlich gefällt — ich werde für die Ausbildung Ihrer Stimme, für die Entwicklung Ihres Talentes Sorge tragen!“

Henriette starrte den Sprecher mit einem Blicke an, der den Zweifel ausdrückte, ob sie es

mit einem Manne von gesundem Hirn zu thun habe.

Nachdem sich der Fürst einen Augenblick an ihrer Verwunderung geweidet, sagte er: „Sie können mir unbedingten Glauben schenken. Ich halte, was ich verspreche, für Ihren Kopf poussire ich Ihre Kehle!"

„Aber mein Herr — wer sind Sie denn eigentlich?" — warf Henriette jetzt unwillkürlich gespannt ein.

„Ein Künstler — wie ich Ihnen gegenüberstehe. Ein Fürst, wenn das etwas dazu beitragen kann, Ihr Vertrauen zu erwecken."

„Ein Fürst?"

„Der Herzog von Elisenruhe!"

„Mein hoher Herr" — sagte Henriette etwas befangen, und ein leichtes Roth ließ ihr Antlitz noch schöner erscheinen.

Der Herzog sah sie wohlgefällig an und sagte wie zu sich selbst: „Ein wunderschöner Kopf, für ein Atelier wie geschaffen — eine Diana an entschiedenem Ausdruck der Züge und dabei auch wieder so lieblich naiv, so vom poetischen Dufte kindlicher Natürlichkeit angehaucht, daß nur der Graf

Wetter von Strahl fehlte, um in diesem klaren Antlitz die reinen, lieblichen Züge Käthchens zu erblicken!"

Wie aufwachend aus seinen Selbstbetrachtungen wandte sich der Herzog an Henriette: „Nun, mein liebes Kind — haben Sie sich meinen Vorschlag überlegt? Haben Sie Vertrauen zu mir?"

Henriette sah den Herzog scharf und durchdringend an und sagte dann entschieden: „Ich würde glauben, es haben zu können!"

„Dann kommen Sie mit mir! Wir schließen ab auf ein Jahr — ganz nach Art eines Engagements! Sie gönnen mir Ihren reizenden Kopf, damit ich ihn in meinem Atelier auf Montresor den Götter- und Menschenbildern aufsetzen kann, die ich komponire — meine Lehrer werden dafür die Ausbildung Ihres Talentes übernehmen! Sie selbst treten unter meinen Schutz — ich werde Sie halten wie ein liebes Kind. Eine Dame meines Hofes wird an Ihrer Seite stehen — im Uebrigen sollen Sie alle Freiheit haben, als ob Sie keinen Herrn hätten auf der Welt!"

Henriette wußte im Anfange nicht, wie ihr geschah, was sie von der Sache denken, was sie dazu

sagen sollte. Aber je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr erschien ihr der eigenthümliche Vorschlag, der ihr da aus offenbar vertrauenswürdigem Munde entgegentönte, wie eine wunderbare Fügung, die man nicht kreuzen, sondern über sich ergehen lassen müsse. An demselben Tage, da sie ein Mann, in dessen Urtheil sie unbedingtes Vertrauen setzte, ermuthigt hatte, die Bahn der Kunst weiter zu verfolgen, that ihr das Schicksal einen zweiten bedeutungsvollen Schritt entgegen. Durfte sie ausweichen? — Hier ein harter Kampf mit dem Leben, in dem sie, ein schwaches Weib, voraussichtlich unterliegen mußte, ein zwecklos Ringen mit schließlichem Entsagen — dort die Kunst, das freie Leben in ihr mit einem möglichen schönen Ziel vor Augen . . .

Henriette schwankte nicht mehr, sondern sagte entschlossen: „Ich folge Ihnen, mein hoher Herr!"

„Dann müssen Sie sich sofort reisefertig machen!" — rief der Herzog angenehm berührt. — „Die Post ist auf sechs Uhr bestellt — wir reisen heute Abend!"

„Heute Abend?" — rief Henriette erschrocken und jetzt fiel ihr Herloß ein. Sollte sie von ihm

gehen ohne Abschied? — Aber was fruchtete dieser Abschied? Was war sie dem jungen Manne, an den sie in diesem Augenblick mit so inniger Zärtlichkeit dachte? Vielleicht sah er sie an mit dem Auge gleichgiltiger Freundschaft, vielleicht aber war sie ihm doch etwas — wie er ihr mehr war als ein gleichgiltiger Fremder — vielleicht liebte er sie, warm, tief, wenn auch unausgesprochen, wie sie ihn liebte — und wenn dem wirklich so war — wenn er sie liebte — war es dann nicht besser für sie und für ihn, sie schiede ohne Abschied, sie ginge von ihm, nachdem sie seine Wege gestreift wie das Morgenroth, wie das Purpurglühen eines schönen Lebens? —

Ja, es war besser, daß sie ihm verschwand wie eine Sonne, die untergeht, und der man eben nur mit einem schmerzlichen Seufzer nachsieht, weil man sie nicht halten kann — weil man nicht weiß, wo sie zu suchen. —

Wenn sie so ging, so war er frei und ungefesselt, und sie war ihm für seines Lebens ganze Dauer nichts als eine schöne, poetische Erscheinung, die ihn einmal gestreift hatte wie ein Frühlingswehen, ohne ihm irgend welche Fessel anzulegen. —

Mitten in dies wirre Chaos ihrer Gedanken fiel das drängende Wort des Fürsten: „Sind Sie bereit uns zu folgen, wenn wir um sechs Uhr hier vorfahren?“

„Ich werde mich bereit halten!“ — sagte Henriette mechanisch, und mit dem Worte war die Schranke errichtet, die sie von dem Freunde trennte.

Sie ging einer neuen Welt entgegen, in der er sie nicht erreichen konnte.

Zweites Buch.

Auf Rosen.

Erstes Kapitel.

Auf Montresor. — Ein Höfling alten Schlages.

Auf reizender Anhöhe, kaum einen Büchsenschuß von der Stadt Elisenruhe entfernt, liegt das herzogliche Residenzschloß Montresor, welches der kunstsinnige Fürst Wolfgang bewohnt, nachdem er es zu einem der lieblichsten Aufenthalte umgeschaffen hat.

Vor einigen Jahren, da noch der alte Herzog lebte, war Montresor ziemlich verwahrlost. Selten sah man eine Hofequipage in der breiten Lindenallee, die von Elisenruhe nach dem Lustschlosse führte, in welchem alle Fenster geschlossen waren, während eine unheimliche Stille in den Korridoren und in den Parkgängen herrschte.

Der Tod des alten Fürsten hatte das mit einem Mal geändert. Der junge Prinz verlegte seine Residenz nach Montresor, und ein neues frisches

Leben sproßte da allerwegen auf. Ein guter Theil des herzoglichen Hofstaates bezog in Montresor Quartiere, und das Schloß, ausgedehnt in seinen luxuriös ausgestatteten Räumlichkeiten, gewann das Aussehen einer bewegten Stadt

In einem Kabinet des Palastes, welches zu den unmittelbar vom Herzog bewohnten Räumlichkeiten gehört, finden wir zwei Herrn in lebhafter Unterhaltung begriffen. Der eine ist der Kanzler von Frischeisen, der andere der Oberhofzeremonienmeister Freiherr von Lispelhain. Eine kräftige, gedrungene Gestalt, stramm, aber nicht ohne weltmännischen Anstand ist der Eine — eine Höflingsfigur der Andere.

Das Kabinet, in welchem sich die beiden Herrn bewegen, hat drei Thüren. Die mittlere führt in die Vorgemächer, und wenn sich dieselbe öffnet, so werden zwei reich gallonirte Diener sichtbar, welche sich draußen herumtreiben. Die rechtsseitige Thür vermittelt die Verbindung des Kabinets mit den Privatgemächern des Herzogs, während die linksseitige Thür nach dem Atelier des Fürsten führt.

Das Atelier kann man die eigentliche Woh-

nung Herzog Wolfgangs nennen, denn der Fürst, der seine Zeit zwischen die Kunst und die Regierungsgeschäfte theilte, bringt den größten Theil des Tages in demselben zu.

Das Kabinet, in welchem sich die beiden Männer eben befinden, ist dasjenige, in welchem der Herzog die Vorträge des Kanzlers entgegenzunehmen pflegt. Heute läßt der Fürst ungewöhnlich lang auf sich warten, was den Zeremonienmeister, der in gebückter Haltung an der in die Privatgemächer des Herzogs führenden Thür lauscht, zu der Aeußerung veranlaßt; „Sieben Minuten über zehn Uhr und Seine Herrlichkeit kommen immer noch nicht — begreifen Sie das, lieber Baron?"

„Wenn der Herzog auch sonst die Vortragsstunde sehr pünktlich einzuhalten pflegt" — meint der Kanzler — „so dürften denn doch die sieben Minuten" —

„Acht Minuten schon, lieber Baron!" — unterbricht Lispelhain mit wichtiger Miene und scharfer Betonung den Sprecher, indem er neuerlich seine Uhr zu Rathe zieht.

„Nun ja!" — fährt der Kanzler lächelnd fort

— „selbst diese acht Minuten dürften wohl noch keinen Grund zur Besorgniß über das Ausbleiben des Herzogs abgeben! Der Kammerdiener wird sich beim Ankleiden etwas zerstreut benommen haben — eine Halsbinde, die man zweimal knüpfen muß, absorbirt leicht acht Minuten!“

Dem Zeremonienmeister trat der Angstschweiß auf die Stirn, während der Kanzler so sprach. Er zog sein moschusduftendes Sacktuch, und indem er es auf die Stirn brachte, sah er den Kanzler mit einer Art Geistesbankerott an und murmelte pressirt: „Wirklich? würden Sie meinen? Der Kammerdiener hätte sich distrait gezeigt beim Toilettenarrangement Seiner Herrlichkeit? Das wäre schrecklich! Bedenken Sie den Reflex, den dies auf den Oberhofzeremonienmeister würfe! Ich stehe wie auf Nadeln — wenn das Entrée Seiner Herrlichkeit nicht in jedem Augenblick zu gewärtigen stünde, ginge ich stehenden Fußes hin und ließe mir den Namen des dienstthuenden Kammerdieners geben!“

„Was hilft Ihnen der Name?“ warf der Kanzler mit fingirtem Ernst und in einem Tone ein, der in feiner Ironie nachklang. „Die Vergehen

eines Kammerdieners werden so lose geschürzt, daß eine neue Knotenknüpfung, ein frischer, gelungener Faltenwurf ihre ganze Spur vertilgt! Der Kammerdiener Seiner Herrlichkeit kann zehn Todsünden begangen haben, und Sie haben von keiner einzigen die leiseste Ahnung und können nicht einmal ein Vertheidigungsmemoire schreiben, um es den Händen Seiner Herrlichkeit zur eigenen Rechtfertigung zu intimiren!"

„Wahr — wahr!" — murmelte Lispelhain trostlos. — „Und so ein Kammerdiener geht von dannen und ist sich gar nicht der Sünden bewußt, die er begangen — fühlt gar keine Zerknirschung — und der Oberhofzeremonienmeister muß die unzweideutigen Zeichen des hohen Mißfallens in den Mienen Seiner Herrlichkeit lesen."

„Das ist die Verantwortlichkeit eines Chefs, mein lieber Baron!" sagte der Kanzler salbungsvoll.

Lispelhain fühlte sich durch die ironische Würdigung, welche der Kanzler seiner delikaten Stellung angedeihen ließ, sichtlich gehoben und geschmeichelt und bemerkte, sich in die Brust werfend: „Wenn Sie erst alle die Gefahren kennen würden, lieber Baron, welchen eine Stellung von solcher

Importance, wie die eines Oberhofzeremonienmeisters, ihren Träger aussetzt! Da nehmen wir den heutigen Tag — etwas Aehnliches ist mir noch nicht arrivirt! Sie wissen, Seine Herrlichkeit ertheilt zuweilen nach dem Vortrage in diesem Kabinet besonders begünstigten Persönlichkeiten geheime Audienzen. Was geschieht nun gestern? Ich ringe immer noch vergebens nach der vollen Kontenance, wenn ich daran denke!"

„Sie erschrecken mich, lieber Baron!"

„Hören Sie nur! Gestern kommt ein junger Mann auf mein Bureau, um sich für eine geheime Audienz bei Seiner Herrlichkeit vormerken zu lassen. Ich frage nach seinem Namen, und denken Sie — der junge Mann, welcher sonst eine so elegante Tournure, so feine Alluren zur Schau trug, daß man hätte schwören sollen, er sei ein Geborener — denken Sie — dieser junge Mann sagt, er wünschte bei Seiner Herrlichkeit vorgelassen zu werden, ohne daß er seinen Namen zu nennen brauchte. Was sagen Sie dazu?"

„In der That, ein ganz eigenthümliches Verlangen!"

„Denken Sie sich nun in meine Lage, lieber

Baron! Was würden Sie thun, wenn Sie Oberhofzeremonienmeister wären, und ein anonymes Subjekt verlangte eine geheime Audienz bei Seiner Herrlichkeit! Sie kennen das Mißtrauen, das man gegen anonyme Bücher hegt, — und nun vollends ein anonymer Mensch, welcher eine anonyme Audienz will!"

„Wenn er wenigstens eine Pseudonymität vorgenommen hätte!" — bemerkte der Kanzler mit fast unmerklicher Persiflage. — „Nun wie halfen Sie sich, lieber Baron?"

„Ach hören Sie erst weiter! Das ist noch nicht Alles! Der junge Mann hatte noch die Vermessenheit, zu verlangen, ich sollte ihn als alten Bekannten Seiner Herrlichkeit auf die Liste der Audienz Verlangenden setzen. Bedenken Sie, lieber Baron, ein anonymer Mensch und ein alter Bekannte Seiner Herrlichkeit! Als ob seine Herrlichkeit je mit anonymen Menschen bekannt gewesen wäre! Sind wir vielleicht anonyme Menschen, und wir zwei sind doch alte Bekannte Seiner Herrlichkeit par excellence. Wir zwei standen an seiner Wiege, und nun kommt solch ein anonymes Subjekt daher und will sich einen alten Bekannten Seiner Herrlichkeit nennen!"

„Ich bin nur neugierig, wie Sie sich aus der Klemme zogen!“

Lispelhain nahm ein diplomatisches Lächeln an und sagte mit unnachahmlicher Nonchalance: „Ich zerhieb den gordischen Knoten — ich nahm mir die Kühnheit, den ganzen horriblen Fall vor dem Ohre Seiner Herrlichkeit zu entwickeln, ich gab meiner Indignation vollen Ausdruck, und was sagte seine Herrlichkeit? Denken Sie — sie sagte: dieser anonyme alte Bekannte wird morgen — das ist heute, lieber Baron — zur Audienz vorgelassen! Und dabei lächelte Seine Herrlichkeit nicht anders, als ob ihr die anonyme Audienz, welche alle meine Nerven en revolte hält, ein Vergnügen machte!“

„Der Herzog scheint also den anonymen alten Bekannten denn doch wirklich zu kennen.“

„Nein, Nein“ — wehrte Lispelhain die Bemerkung des Kanzlers ab. — „Seine Herrlichkeit äußerte im Gegentheil ihre lebhafte Begierde, ihn kennen zu lernen!“

„Das wird nun in diesem Kabinet geschehen?“ — warf Frischeisen gleichmüthig hin.

„Um eilf Uhr, für welche Stunde die Diener

Ordre haben, den Anonymus ungenirt hier eintreten zu lassen, sobald er sich mit der Einlaßkarte ausweist. Ich muß Ihnen gestehen, lieber Baron, seit langem hat mich nichts so embrouillirt wie diese Audienz. Wenn dieser Anonymus sich hier einschliche — festen Fuß am Hofe faßte — wer kennt seine Absichten! — Seine Herrlichkeit haben einen Hang zur Abenteuerlichkeit — bedenken Sie — wohin es käme, — wenn das System der Anonymität Platz griffe am Hofe — wenn wir um unsere Namen kämen — mein Gott, wir haben ja nichts als unsere Namen!"

„Sie sehen zu schwarz!" — unterbrach Frischeisen lächelnd den verstört dareinblickenden Zeremonienmeister um dessen Fassung es geschehen schien. „Unser Einfluß, lieber Zeremonienmeister, ist so tief begründet, daß ihn die Audienz eines Unbekannten kaum zu Weichen bringen dürfte."

„Glauben Sie wirklich?" sagte Lispelhain, dessen gesunkener Muth an Frischeisens sorgenloser Zuversicht wieder zu erstarken begann. — „Sie geben mir halb das Leben wieder! Ja, wir wollen uns zu einer Festung vereinigen, an welcher sich alles Anonyme den Kopf zerschellen soll!"

„Nun, von so feindseligen Gesinnungen bin ich gegen den Inkognitomann nicht beseelt!" — meinte der Kanzler den energieathmenden Eifer seines Kollegen dämpfend. — „Seinen Kopf mag er zur Geltung bringen am Hofe, wenn er kann!"

„Wo denken Sie hin?" — fiel ihm Lispelhain entsetzt ins Wort. — „Was wird aus mir, wenn einmal Köpfe an dieser Stelle zur Geltung kommen, und noch dazu anonyme Köpfe, welche gewöhnlich am meisten Esprit haben. Sie sprechen nicht wie mein Freund, der bald durch die Bande der Verwandtschaft mit mir liirt sein wird, der mit mir à tout prix Allianz machen, mit mir stehen und fallen sollte!"

„Sie behandeln die Partie zwischen meinem Sohne und Ihrer Tochter immer als etwas Abgemachtes!" — warf der Kanzler ein. „Aber ich bin der Ansicht, lieber Baron, daß sich die beiden jungen Leute erst kennen lernen müssen!"

„Eine Mariage am Hofe und sich erst kennen lernen!" — rief Lispelhain geringschätzig. — „Wozu das? Glauben Sie mir, Baron, das findet sich schon später von selbst!"

„Ihre Tochter ist eben erst aus der großen Königsresidenz zurückgekehrt“ — fuhr Frischeisen ruhig fort, ohne sich durch den Einwurf des Zeremonienmeisters in seiner Ueberzeugung beirren zu lassen — „nach welcher sie als ein Kind fortgezogen. Wer weiß, welche Eindrücke sie aus der Fremde mitgebracht, wer weiß auch, welchen Eindruck das hiesige Leben auf sie machen wird, sobald Sie sie erst bei Hofe vorgestellt. Mein Sohn kennt das Mädchen eben so wenig, wie sonst irgend Jemanden in dieser Stadt, da er bereits als sechsjähriger Knabe in die militärische Erziehungsanstalt am Kaiserhofe eingetreten ist, von welcher aus er seine weitere militärische und später diplomatische Laufbahn machte, ohne je bisher in unsere kleine Residenz zurückgekehrt zu sein. Die gegenseitige Bekanntschaft muß also erst gemacht werden.“

„Wird sich machen — wird sich finden“ — fiel Lispelhain geschäftig ein — „wird sich gewiß finden — erlauben Sie mir aber doch immerhin, Sie schon jetzt als den Schwiegervater meiner Klaudie ansehen zu dürfen — es macht mir so viel Freude, unsere Häuser vereint zu denken —

Kanzler und Oberhofzeremonienmeister ein Stamm, ein Herz, ein Sinn! Wer will uns so das Herzogthum streitig machen?"

Der Zeremonienmeister war noch in überströmender Rede beschäftigt, den Kanzler für die projektirte Familienverbindung, an deren Zustandekommen ihm sehr viel gelegen war, weil er in seiner Geisteseinfachheit an dem ihm weit überlegenen Kanzler einen festen Halt zu finden glaubte, zu gewinnen, als sich die rechtsseitige Thür rasch öffnete und der Herzog eintrat.

Der Zeromonienmeister ließ, sobald er des Fürsten ansichtig wurde, den Faden der Unterhaltung fallen und zog sich, in gebückter Haltung dem Herzog selbst im Zurückgehen das Antlitz zeigend, gegen die Mittelthür, während der Kanzler am Tische die Haltung eines sich zum Vortrage Anschickenden annahm und nach einem der vielen Aktenstücke griff, welche den Tisch bedeckten.

Der Herzog, in dessen Gang, Haltung und Bewegungen sich eine gewisse innere Unruhe dokumentirte, trat raschen Schrittes bis in die Mitte des Kabinets vor, nahm von dem Kanzler nicht die geringste Notiz, sondern streifte nur den Ze-

remonienmeister mit einem flüchtigen Blicke, indem er mit Hast die Worte herausstieß: „Ich habe mich erinnert, daß ein Name auf der Liste steht, nicht so, Baron?“

Der Zeremonienmeister räusperte sich verlegen und ermannte sich dann zu der Antwort: „Kein Name, Herrlichkeit, sondern ein Ohnename, den ich mit zitternder Hand auf die Liste gesetzt, mir bewußt, daß ich mit jedem Federzuge den Regeln der Etiquette den Krieg erkläre!“

„Ganz wohl“ — rief der Herzog, aus seiner Zerstreuung sich gleichsam aufraffend. — „Ich entsinne mich — der Mann des Inkognito — mein alter Bekannter — nun, ist er da?“

„Noch nicht, Herrlichkeit! Meine Uhr zeigt erst auf zehn und neunundvierzig Minuten — und um eilf Uhr haben Herrlichkeit befohlen, den Namenlosen vorzulassen — nach dem Vortrage, wie Herrlichkeit zu äußern die Gnade hatten!“

„Dürfte ich bis zur Audienzstunde Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, gnädigster Herr?“ — nahm der Kanzler ehrerbietig das Wort.

„Nein, — nein!“ rief der Herzog, die Hand

abwehrend gegen den Kanzler ausstreckend, und die innere Unruhe, die er sich niederzukämpfen Mühe gegeben, machte sich wieder lebhafter geltend. — „Ich will nichts hören — nichts von Ihnen hören — ich brauchte Jemand anders — ich brauchte ihn und kann mir ihn doch nicht schaffen!“

Indem der Herzog diese Worte mit einer gewissen Heftigkeit ausstieß, kehrte er dem Kanzler den Rücken und machte einen raschen Gang durch das Gemach. Dann trat er an das Fenster, wo er einige Augenblicke in Nachdenken versunken stehen blieb, aus dem er sich mit plötzlichem Entschlusse aufraffte, um, dem Zeremonienmeister noch die Worte zuschleudernd: „Ich werde ihn empfangen — nach eilf Uhr!“ das Kabinet eben so stürmisch zu verlassen, als er es betreten hatte.

Zweites Kapitel.

Eine Ungnade. — Der Anonymus. — Ueberraschung auf Ueberraschung.

Lispelhain sah dem in seine Privatgemächer Entschwundenen in halber Erstarrung nach. Das Auftreten und Gebahren des Herzogs war in der That auch ein so eigenthümliches und seiner Umgebung ungewohntes gewesen, daß es selbst auf den kalt und unbefangen sehenden Kanzler einen gewissen Eindruck zu machen nicht verfehlen konnte.

„Was — was — war — das?“ — waren Lispelhains erste Worte, als er aus seiner momentanen Zerstörtheit zu einigem Leben aufthaute. Er war für den Kanzler, der rasch seine augenblickliche Verwunderung über das seltsame Benehmen Herzogs Wolfgang verwunden hatte, ein Gegenstand ergötzlicher Betrachtung. Indem sich Frischeisen an der Verwirrung seines Freundes weidete, sagte er leicht hingeworfen: „Das sieht ja beinahe wie eine Ungnade aus!“

Lispelhain prallte bei dem Worte Ungnade, welches seinen Ohren als die äußerste denkbare Dissonanz erschien, drei Schritte zurück und murmelte entsetzt, indem er sich verfärbte: „Ungnade — eine Ungnade —, der Kanzler in Ungnade! Und wirklich — wenn man die Sache unbefangen betrachtet — Seine Herrlichkeit sagten: ich will nichts von Ihnen hören — von Ihnen! sagten Seine Herrlichkeit und setzten bei: Ich brauchte Jemand anders — Jemand anders — einen anderen Kanzler." — Das Wort erstarb dem Sprecher auf der Zunge; er zog sich immer weiter von dem Kanzler zurück, den er als einen offenbar von der fürstlichen Ungnade getroffenen Mann immer scheuer anblickte.

Auf den Kanzler machte dieses Sichzurückziehen des Zeromonienmeisters, der noch kurz zuvor eine feste Verbindung mit ihm für so wünschenswerth erachtet hatte, einen komischen Eindruck. Er sagte lachend: „Nun, lieber Oberhofzeremonienmeister, fürchten Sie sich nicht eine Luft mit mir zu athmen? Zittern Sie nicht sich zu kompromittiren, wenn Sie mit mir sprechen?"

Lispelhain beschrieb immer weitere Umkreise

um den Kanzler, um eine mögliche Annäherung desselben rechtzeitig pariren zu können. Dabei flüsterte er mit gedämpfter Stimme: „In der That — wer weiß, ob es Seiner Herrlichkeit angenehm wäre, wenn er Sie bei seinem Wiedereintreten noch hier fände. — Ich begreife Ihr Lachen nicht, Baron! Wer kann unter solchen Umständen lachen — wenn man nicht mehr gebraucht wird — wenn der gnädigste Herr nichts mehr hören will.“ —

„In der That, lieber Baron, die Situation ist fatal für mich!“ sagte Frischeisen, dem es Vergnügen machte, in die fixe Idee des Zeremonienmeisters einzugehen. — „Das Benehmen des Herzogs hat wirklich den ganzen Anschein einer Ungnade, die mich plötzlich betroffen hat! Jetzt müssen wir zusammenhalten, lieber Freund!“

Während der Kanzler im Tone feiner Ironie, welche auf die früheren Annäherungsversuche Lispelhains Bezug nahm, so sprach, versuchte er es, den Arm des Zeremonienmeisters zu erfassen, der ihm jedoch glücklich auswich.

„Jetzt müssen Sie Ihre Freundschaft zur That werden lassen“ — fuhr der Kanzler in seiner

Appellation an die Freundschaft Lispelhains mit erhöhter Stimme fort. — „Sie müssen mich halten — mich heben.“

„Ich — Sie halten — Sie heben?“ flüsterte Lispelhain entsetzt, während er seine Haare sich sträuben und einen eiskalten Schauer über seinen Rücken rieseln fühlte. — „Wo denken Sie hin? Wie kann ich das? Ich halte mich selbst kaum.“

„Jetzt müssen unsere Kinder ein Paar werden, je eher je lieber, damit die Sonne der Gunst, die Ihnen noch so hell strahlt, auch mich wieder zum Aufleben bringt!“ — fuhr der unerbittliche Kanzler fort dem Zeremonienmeister zuzusetzen.

„Wo — wo — denken — Sie — hin?“ — bemerkte dieser, während ihm der Angstschweiß in dicken Tropfen auf der Stirn perlte. — „So schnell? Das wäre ja gegen alle Etiquette — unsere Kinder müssen einander erst kennen lernen — wer weiß — ob sie einander auch konveniren.“

Endlich war es Frischeisen gelungen, Lispelhains habhaft zu werden. Indem er ihm die Hand drückte, sagte er mit Humor: „O gewiß — sie werden einander konveniren — sie müssen ein-

ander konveniren — bemerkten Sie es doch vorhin selbst! Lassen Sie mich daher Sie schon immerhin als den Schwiegervater meines Sohnes betrachten, und erlauben Sie mir, daß ich Sie in diesem Geiste umarme!"

Und in der That drückte der Kanzler den Zeremonienmeister ungeachtet seines Widerstrebens an seine Brust.

„Und jetzt leben Sie wohl!" — rief Frischeisen mit komischem Pathos, indem er Lispelhain freigab. — „Leben Sie wohl, mon ami — ich gehe hin, die Verbindung mit Ihrem Hause der Verwirklichung zuzuführen — meinem Sohne zu schreiben."

Endlich war der Kanzler zur Thür hinaus und Lispelhain konnte frei athmen. — „Endlich — endlich!" — murmelte er aus erleichterter Brust und bemühte sich, sich zu sammeln. — „Ein entsetzlicher Mensch! Wie er mich echauffirt hat! Gott sei Dank, daß ich allein bin!"

Der Zeremonienmeister hatte die letzten Worte noch nicht zu Ende gesprochen, als denselben gleichsam zum Hohne ein schönes, phantastisch gekleidetes Mädchen auf der Schwelle der Thür auf-

tauchte, die aus dem Kabinet in das Atelier des Herzogs führte.

Das Mädchen, welches da so plötzlich sichtbar geworden, näherte sich unbemerkt dem Zeremonienmeister, indem sie ihr leichter Schritt ohne Geräusch über die kostbaren Teppiche trug, welche den Fußboden bedeckten.

Als das schöne Kind, dessen Züge uns keineswegs fremd sind, dicht hinter dem Zeremonienmeister stand, klopfte es ihm leise mit dem Fächer auf die Schulter, daß er erschreckt zusammenfuhr. — „Sie haben mich übersehen, lieber Baron!“ — sagte das Mädchen, an des Zeremonienmeisters letzte Worte anknüpfend.

„Sie — ja — aber — mon Dieu!“ — stotterte der Baron verwirrt, — „wie kommen Sie daher? Das ist ja gegen alle Etiquette — wenn Seine Herrlichkeit jetzt einträte und Sie hier fände — mon Dieu — diese Verletzung der dehors könnte die hohe Ungnade nach sich ziehen!“

„Ungnade — Verbannung vielleicht — o schön!“ — rief das Mädchen mit einer Munterkeit, die zu der deprimirten Stimmung des Zeremonienmeisters in schreiendem Kontraste stand. —

„Ich habe alle Lust mit Ihnen zu gehen und Ihnen die Verbannung zu versüßen, die man Ihnen allenfalls diktiren könnte. Ich halte es so vor Langweile hier nicht mehr lange aus!"

„Aber" — replizirte der Baron — „ich muß allen Ernstes darauf bestehen, daß Sie dies Kabinet verlassen, ehe Seine Herrlichkeit Sie hier überrascht!"

Während Lispelhain so in das Mädchen hineinsprach, suchte er es der Thüre zuzudrängen, durch welche es hereingekommen war, ohne daß er mit diesen seinen auf ihre Entfernung zielenden Bestrebungen besonderes Glück gehabt hätte. Denn das Mädchen gewann, auf der einen Seite in die Enge getrieben, mit einer raschen Wendung die andere Seite des Kabinets und rief lachend: „So leicht soll es Ihnen nicht werden, mich der Langweile wieder in die Arme zu werfen. Sehen Sie, mein lieber Baron, hier fasse ich festen Fuß."

„Aber mein Fräulein — was wollen Sie hier — warum kamen Sie?"

Je eindringlicher Lispelhain sprach, desto mehr gepanzert im Gleichmuth schien das Mädchen da-

zustehen. — „Warum ich kam?“ — rief sie. — „Müßige Frage! Sagte ich es Ihnen nicht schon, daß mich die bitterste Langeweile hierher trieb? Ich will wenigstens andere Tapeten, andere Teppiche, andere Fauteuils, ein anderes Fußbodengetäfel sehen — und das ist doch sehr bescheiden, mein lieber Baron!“

„Aber ich begreife nicht, wie man sich im Atelier inmitten der herrlichen Statuen und Bilder langweilen kann! Ich kann solch ein Gemälde stundenlang ansehen, ohne mich zu ennuyiren.“

„Ja Sie, mein lieber Baron, Sie haben eine andere Konstitution. Aber ich kann vor Langweile sterben, wie sich das so einen Tag um den anderen hinschleppt — immer kommt der Herzog zu derselben Stunde — immer sieht er mich an mit demselben prüfenden Blicke — immer wirft er denselben Kopf auf die Leinwand, den Kopf, den ewig anschauen zu müssen mich eben so sehr langweilt, weil es mein eigener Kopf ist. — Und heute vollends wußte ich nicht, wie ich daran bin“ — fuhr das Mädchen unerbittlich fort. — „Nachdem der Herzog mich volle zehn Minuten über die festgesetzte Stunde warten ließ, kommt er end-

lich, blickt mich kaum an, macht einige Gänge durch das Gemach, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd — kehrt mir endlich den Rücken, ohne auch nur einen Pinselstrich an der Diana gemacht zu haben, welche angefangen auf der Staffelei steht, und verläßt das Atelier. Nachdem ich ziemlich lange darüber nachgedacht, ob ich ihn erwarten soll oder nicht, entschloß ich mich zu einem Ausfluge aufs Gerathewohl, in dessen Verlaufe ich hier bei Ihnen angelangt bin!"

„Es wäre mir unter allen Umständen eine Ehre" — bemerkte der Zeremonienmeister, der während der langen Erzählung wie auf Nadeln dagestanden — „aber jetzt muß ich Sie dringend bitten —"

„Sagen Sie zuerst, lieber Baron" — nahm das Mädchen gleichmüthig wieder das Wort, ohne der Verlegenheit Lispelhains im geringsten Rechnung zu tragen — „finden Sie es nicht im hohen Grade unartig von dem Herzog, mich so sans façon sitzen zu lassen —"

„In der That, mein schönes Fräulein, finde ich ein solches Benehmen gegen Sie eben so unverzeihlich als unerklärlich!" — ließ sich plötzlich

eine sonore Stimme vernehmen, dem Mädchen den Faden der angefangenen Rede abschneidend.

Der Baron und das liebliche Kind im Gewande der Diana machten zu gleicher Zeit eine lebhafte Wendung, um die Person, welche sich so unerwartet in ihren Dialog mischte, in's Auge zu fassen.

Vor ihnen stand ein stattlicher junger Mann, dessen Auge feurig blitzte, während Haltung und Anstand das Beste erwarten ließen. Der junge Mann mußte eben erst durch die Mittelthür eingetreten sein, denn dieselbe war noch in Bewegung, um sich wieder zu schließen.

Lispelhain brauchte eine Weile, um sich von dem Erstaunen zu erholen, das ihm das unberufene Dazwischentreten eines Dritten eingeflößt. Er war sich immer bewußt, auf welchem Terrain er stand, und so konnte es nicht fehlen, daß ihn das Eindrängen eines jeden fremdartigen Elementes auf die seteppichbelegten Parketten, welche nur von dem Schritte des Herzogs und dessen nächster Umgebung zu widerhallen pflegten, mit einer Art Panique erfüllte.

Jetzt streifte der Zeremonienmeister den Ein-

dringling mit einem forschenden Blicke, und leichter aufathmend murmelte er: „Der Anonymus!“

Diana hatte inzwischen Zeit gehabt, den Fremden aufmerksam zu betrachten, und sie that dies mit steigendem Wohlgefallen. An seine galante Eintrittsphrase anknüpfend, rief sie lebhaft kontentirt: „Ach — Sie würden wohl anders gehandelt haben?“

„Allerdings! Sie sollten das einmal versuchen, sich so vor mich hinzusetzen — mit diesem lächelnden, liebreizenden Gesichtchen, und Sie würden sehen, wie ganz anders ich handeln würde als dieser ungalante Herzog!“

„Welche Sprache doch dieser Anonymus führt!“ — entsetzte sich der Zeremonienmeister. — „Wenn auch sein Name im Dunkeln liegt, seine Sprache wenigstens ist verständlich!“

Diana hatte für die halblaute Bemerkung des Barons kein Ohr — sie sah nur den liebenswürdigen jungen Mann, der sich hier auf so charmante Art eingeführt hatte, und rief, den Faden seiner Worte aufnehmend, indem sie forschend um sich blickte. „Wirklich? Ei, das könnten wir ja versuchen! Hier ist gerade ein Fauteuil!“

Aber der Zeremonienmeister war schneller als Diana — kaum hatte er die Absicht der Letzteren, sich zu setzen, errathen, so versuchte er dies zu hindern und ließ sich vernehmen: „Was thun Sie? Das Fauteuil Seiner Herrlichkeit — auf welchem noch kein Anderer gesessen —"

„Um so besser, mein lieber Baron!" — fiel das Mädchen dem bestürzten Sprecher ins Wort. — „Habe ich so lange eine Ausnahmsstellung an diesem Hofe innegehabt, so gönnen Sie mir doch auch einmal einen Ausnahmssitz!"

Und schon hatte sich die schöne Diana in den für den Herzog reservirten Lehnstuhl geworfen und nahm von dem Zeremonienmeister weiter keine Notiz, sondern begnügte sich, den jungen Mann mit einer einladenden Geberde näher zu winken. — „Nur heran, junger Ritter!" — rief sie muthwillig. — „Entwickeln Sie jetzt Ihr kritisches Talent praktisch, indem Sie es besser machen als ein unartiger Jemand!"

Der Anonymus hatte das in dem romantischen Dianakostume sich wunderbar reizend präsentirende Mädchen mit sichtlich zunehmendem Wohlgefallen betrachtet. Jetzt näherte er sich ihr rasch, bog das

Knie vor ihr, faßte ihre Hand, und dieselbe küssend sagte er mit Feuer: „Es gibt nur eine Stellung, würdig einer so bezaubernden Schönheit und Liebenswürdigkeit die gebührende Huldigung darzubringen!“

Die Kniebeugung brachte den unglücklichen Zeremonienmeister vollends aus der Fassung. Aber unbekümmert um die unangenehme Situation des Gefolterten, rief Diana in übersprudelndem Humor mit komisch anklingendem Pathos: „Nachdem Sie die Prüfung so gut bestanden, schlage ich Sie zu meinem Ritter!“ — Und sie berührte die Schultern des jungen Mannes mit ihrem Fächer. — „Erheben Sie sich“ — fuhr Diana fort — „und gehen Sie hin, um an diesem Hofe die in den Bann der Langweile geworfene Prinzessin Henriette zu entzaubern!“

„Henriette — Henriette also!“ — rief der junge Mann lebhaft, indem er sich erhob. — „Wie glücklich bin ich, auf die Spur des Namens gekommen sein, welcher dem Inbegriff aller Reize angehört!“

„Wir sind noch lange nicht so glücklich, auf die leiseste Spur seines Namens gekommen zu

sein, welcher dem Inbegriff aller Aventurierkühnheit angehört, und er kennt schon unsere sämmtlichen Namen!" — monologisirte der Baron. — „Ein entsetzlicher Mensch! Aber er ist doch wenigstens aufgestanden — Gott sei Dank — er moderirt sich — sein Benehmen fängt an etwas chevaleresker zu werden — aber sie — sie wurzelt wie angewachsen im Fauteuil. — Haben Sie endlich die Gnade, mein Fräulein, von dem usurpirten Sitze Seiner Herrlichkeit aufzustehen, ehe —"

Der Baron war nicht mehr in der Lage, den Satz zu Ende zu bringen, denn schon hatte sich die aus den Privatgemächern des Herzogs in das Kabinet führende Thür geöffnet, und auf der Schwelle stand der Herzog.

Lispelhain blieb beim Anblick desselben wie niedergedonnert stehen und vermochte seinen Blick von dem unglückseligen Fauteuil nicht loszulösen.

Der Herzog hatte aber weder für den Gemüthszustand des Zeremonienmeisters, noch überhaupt für die ganze Situation ein aufmerksames Auge. Lebhaft trat er vor, und die Unruhe, welche chosn sein erstes Auftreten in demselben Kabinet gekennzeichnet hatte, war von seinem Wesen noch

keineswegs gewichen. Es war wieder nicht anders, als ob ein tiefes Brüten über einen Gegenstand alle seine Sinne gefangen hielte.

Er näherte sich hastigen Schrittes dem Zeremonienmeister und fragte rasch: „Ist der junge Mann da, Baron?"

Der Zeremonienmeister bemühte sich, sobald er sich einigermaßen erholt hatte, so zu manövriren, daß er mit seinem Körper die unbefangen sitzen gebliebene Henriette deckte. — „Zu Gnaden, Herrlichkeit!" — lautete seine Antwort auf des Herzogs Frage. — „Er ist da — der Anonymus!"

Und ohne seine Henriette deckende Stellung aufzugeben, präsentirte er den jungen Mann dem Herzog.

Der Fremde verbeugte sich ehrerbietig und sagte: „Wenn Sie die Gnade haben wollen, mein Fürst, mir einen Augenblick Gehör zu schenken —"

Der Herzog hatte den jungen Mann kaum einen Augenblick fixirt, als sein Gesicht einen strahlenden Ausdruck annahm. Alle Unruhe, die seine Erscheinung bisher umdüstert, verschwand in den Symptomen einer lebhaften Freude, und ohne den Schluß der Rede des ihm Vorgestellten ab-

zuwarten, rief er mit fast leidenschaftlich erregter Stimme: „Ich habe ihn — Sie sind es, den ich brauchte — welch günstiges Geschick muß mir gerade Sie in den Weg führen!“

Der junge Mann, der sich die plötzliche Veränderung im Wesen des Fürsten nicht zu erklären wußte, sagte nicht ohne gerechte Verwunderung: „Ich begreife nicht, mein Fürst, wodurch es mir gelungen, Ihrer Gnade so schnell theilhaftig zu werden!“

Auch Henriette hatte sich neugierig erhoben und dadurch den Zeremonienmeister von einer großen Sorge befreit. Er konnte sich nun auch ganz dem Eindrucke der räthselhaften Scene hingeben, und indem er so gespannt hinhorchte, war er ganz Aug und Ohr. Er sah, wie der Herzog die Hand des Anonymus faßte, sie herzlich schüttelte, er hörte, wie er lebhaft ausrief: „Seien Sie mir herzlich willkommen an meinem Hofe — lassen Sie mir noch einige Zeit — später werde ich Ihnen Alles erklären — jetzt ist mir selbst noch nicht Alles klar — noch nicht Alles hell — nur das Eine ist mir zu meinem Vergnügen gewiß, je länger ich Sie anblicke: Sie sind der

Mann, den ich brauche — den ich mit Schmerz und Sehnsucht suchte!"

„Ihre Gnade beschämt mich, mein Fürst!" — warf der mit so großer Huld Behandelte ein.

Der Herzog ließ den jungen Mann nicht weiter reden, sondern wandte sich an den Zeremonienmeister mit den Worten: „Mein junger Freund hier hat zu jeder Zeit freien Eintritt bei mir! Und schon heute Nachmittag wünsche ich Sie" — fuhr der Herzog, diesmal zu dem Anonymus gewendet, fort — „in meinem Kabinet — doch nein — in meinem Atelier zu sehen — dann wird Alles fertig — Alles geklärt sein — wir können an's Werk gehen!"

Und noch einmal reichte der Herzog dem jungen Manne die Hand und sagte im Verschwinden: „Also auf Wiedersehen, mein lieber, junger Freund!"

Drittes Kapitel.

Eine Menuet bei Hofe.

Der Herzog hatte die Zurückbleibenden einer eigenthümlichen Stimmung anheimgegeben. Keiner von ihnen begriff, was eigentlich vorgegangen, oder was das Vorgegangene zu bedeuten habe. Nur der Zeremonienmeister war rasch fertig mit der Bedeutung des Erlebten, und aus seiner Erstarrung erwachend, murmelte er im Tone scharfsinniger Kombination: „Der Anonymus — der Freund, der liebe Freund Seiner Herrlichkeit! Ihn braucht Seine Herrlichkeit, — mit ihm will Sie ans Werk gehen — auf den Anonymus hat Seine Herrlichkeit mit Schmerz, mit Sehnsucht gewartet — der Anonymus hat zu jeder Zeit freien Eintritt in das Kabinet — in das Atelier — und der Kanzler ist in Ungnade gefallen — wird nicht mehr gebraucht, nicht mehr gehört — ha, welche Kombination thut sich mir auf!“

Während Lispelhain so sein Horoskop der Zukunft stellte, gab sich Henriette dem ganzen Sanguinismus ihrer siebzehn Jahre hin, und rief freudig: „Ach, das ist schön! Das ist herrlich! Sie werden in das Atelier kommen — die Entzauberung der im Bann der Langweile schmachtenden Prinzessin Henriette fängt schon an!“

„Wie so, mein Fräulein?“ warf der junge Mann ein. — „Wird sich mir ein neues Wunder enthüllen, nachdem ich mich noch nicht von dem ersten, diesem gnädigen Empfang erholt!“

„Das Atelier des Herzogs ist meine Welt, mein Aufenthalt!“ — beschied Henriette den Frager. — „Fragen Sie zu welcher Stunde des Tages Sie wollen nach Henriette: sie ist im Atelier! Denn Henriette hat dem Herzog viel zu danken, und der Herzog findet Henrietten schön, findet ihren Kopf ideal, würdig als Studie für Götterbilder zu dienen — und Henriette fügt sich und läßt sich immer wieder malen!“

„Eine seltsame Existenz!“ — unterbrach der junge Mann das schöne Mädchen, in ihrem Anblicke versunken. — „Und lebt Henriette schon lange dieses monotone Leben?“

„Nahezu ein Jahr bereits! Als sie sich dazu entschloß, hatte sie ein großes und schönes Ziel vor Augen — Träume eines schönen Künstlerlebens gaukelten ihr vor, aber ein Jahr reichte vollauf hin, sie zu überzeugen, daß die weiche und erschlaffende Luft des Wohllebens nicht geeignet ist, die Kraft und das Streben stramm zu erhalten! Man hat Alles gehalten, was man mir versprach — aber ich selbst habe mich verloren und kann mich hier wenigstens nicht mehr finden und aufraffen! Erst wenn ich wieder arm sein werde, wie ich einmal es war, arm und frei, werde ich wieder die Schwingen regen können. Ich weiß das — aber daß ich es weiß, hindert mich nicht, dem Herzog dankbar zu sein, denn was kann er dafür, daß ich mich selbst nicht gekannt habe, als ich mit ihm den Vertrag schloß, der mich ihm auf Jahresfrist überantwortete? Jetzt gilt es, die Zeit abwarten, und dem Herzog, dessen Athem und Leben die Kunst ist, vom frühen Morgen bis zum Abend meinen Kopf leihen, dem er die unverdiente Ehre erweist, ihn als Modell für Götter und schöne Menschenbilder zu benutzen. Und wenn es mir noch so trüb und langweilig zu Sinn ist, so sitze

ich doch geduldig und lasse mich, tödtliche Langeweile im Herzen, abkonterfeien. Jetzt wird das Alles ganz anders, und viel schöner werden — das düstere Atelier erhält eine neue Bevölkerung — der alte trockene Hof rekrutirt sich mit neuem, frischem Leben, — nicht wahr, mein junger Ritter, wir wollen zusammenhalten, diesem alten Geschlechte von Zeremonienmeistern und Kanzlern gegenüber?"

„Die Hand darauf!" — rief der junge Mann munter, in den Scherz eingehend. — „Wir wollen zusammenhalten — wir wollen die Jugend zur Geltung bringen — die Alten werden tanzen müssen, wie wir pfeifen!"

Henriette klatschte lustig in die Hände indem sie den Sprecher unterbrach und im strömenden Muthwillen ausrief: „Wie würden die Götter ein Homer'sches Gelächter anstimmen, wenn unser lieber Oberhofzeremonienmeister auch solch ein Tänzchen mitmachen müßte!"

„Eine Menuet mit Henriette etwa!" — fiel der Anonymus zustimmend ein.

„Ja eine Menuet!" — entsprudelte es Henrietten, die ihrem Uebermuthe den Zügel schießen

ließ und ohne Umstände den Zeremonienmeister am Arme faßte. Dieser sträubte sich nach Kräften, machte aber, da auch der Anonymus in ihn drang, endlich in den bösen Scherz wider Willen eingehend, einen Pas; Henriette that ein Gleiches, und die Menuet wäre vielleicht in aller Form zur Produktion gelangt, wenn nicht in dem Augenblicke, wo der Zeremonienmeister den Fuß zum Tanze ansetzte, der Kanzler von Frischeisen an der Schwelle der Mittelthür sichtbar geworden wäre.

Die komische Situation, welche der Kanzler mit einem Male vor sich hatte, ließ ihn in ein lautes Lachen ausbrechen und den Anonymus übersehen, der im Hintergrunde stand, und sobald er den Kanzler ansichtig wurde, die Mittelthür zu gewinnen strebte. Die stumme Scene, welche sich jetzt entwickelte, kam ihm bei seinem Rückzuge so trefflich zu Statten, daß er ihn ganz unbemerkt antreten konnte. Der Kanzler hatte genug zu thun, wenn er sich an der grenzenlosen Verlegenheit des wie eingewurzelt dastehenden Zeremonienmeisters weiden wollte. Henriette aber stimmte in Frischeisens Lachen munter ein und brachte so Lispelhain zwischen zwei Feuer.

„Was sehe ich, lieber Baron — eine Menuet!" — unterbrach der Kanzler endlich den stummen Auftritt, ohne seine Lachmuskeln gänzlicher Ruhe zu überantworten. — „Und noch dazu eine Menuet, an welcher Sie partizipiren — und das im Kabinet Seiner Herrlichkeit, die jeden Augenblick eintreten kann — fürchten Sie nicht, daß sich die hohe Ungnade auch auf Sie ausdehnen könnte —"

Der Zeremonienmeister faßte sich gewaltsam, und nachdem es ihm einmal gelungen war, sich zu einer gewissen Kontenance hindurch zu arbeiten, sagte er zuversichtlich: „Ohne Sorge, lieber Baron — wenn ich meinen Schritt ansetzte, so geschah es auf den freundschaftlich geäußerten Wunsch eines einflußreichen Mannes."

„Am Ende wohl gar auf den Wunsch des künftigen Kanzlers, meines Nachfolgers, da Sie mich nun einmal in voller Ungnade wissen wollen!" — warf der Kanzler lachend ein.

„Und wenn Sie es nun getroffen hätten?" — sagte Lispelhain mit triumphirender Sicherheit. — „Wenn ich wirklich auf den Wunsch des Kanzlers, Ihres Nachfolgers —"

„Die Menuet getanzt hätte?“ ergänzte der Kanzler. — „Haha! Ich wäre doch neugierig den Kanzler kennen zu lernen, der mit solchen Wünschen am Hofe debutirte!“

„Es würde mir nicht allzuschwer fallen, Ihr Lachen verstummen zu machen!“ — äußerte Lispelhain gereizt.

„Vielleicht wohl gar, indem Sie mir den neuen Kanzler vorstellen?“ — rief Frischeisen, dessen Heiterkeit immer zunahm.

„Ja wohl!“ — sagte Lispelhain, der sich gewissermaßen herausgefordert sah, mit dem Tone vollster Zuversicht. — „Ja wohl“ — indem ich Ihnen den neuen Kanzler, Ihren Nachfolger, vorstelle!“

„Thun Sie das doch gleich!“ — spottete Frischeisen.

„Sie brauchen keinen Schritt zu thun, um ihn zu begrüßen — er steht vor Ihnen!“ — sagte Lispelhain höhnisch.

„Vor mir?“ — verwunderte sich Frischeisen. — „Sie wären der neue Kanzler?“

„Ich?“ — dehnte Lispelhain, immer noch in der festen Meinung, daß sich der Anonymus im

Kabinet befinde. — „Sehen Sie sonst Niemanden hier im Kabinet?“

Der Kanzler sah Henrietten lachend an und rief: „Wenn der Oberhofzeremonienmeister das Nachfolgerecht nicht in Anspruch nimmt, dann muß ich also Ihnen zur Kanzlerschaft gratuliren, Fräulein Henriette!“

Die seltsame Rede Frischeisens bewog Lispelhain sich umzusehen, und jetzt erst entdeckte er zu seinem Erstaunen, daß der Anonymus spurlos verschwunden war.

Viertes Kapitel.

Vater und Tochter. Eine Kapitulation.

Der Oberhofzeremonienmeister bewohnte einen Seitenflügel des Lustschlosses Montresor, und wenn wir ihn jetzt aufsuchen, so finden wir ihn in seinem Zimmer, welches nach links mit seinen übrigen Gemächern kommunizirte, während es durch die rechtsseitige Thür mit den Appartements seiner Tochter Klaudie zusammenhing.

Lispelhain saß an seinem Schreibtisch, der unterhalb der in die inneren Gemächer führenden Thüre stand. Er überflog einige vor ihm liegende Papiere mit flüchtigem Blicke und brach endlich wieder, sein Auge auf ein Schriftstück fixirend, in die Worte aus: „Und dieser Sekretär hat auch nicht die leiseste Ahnung vom bon ton! Was das für ein regelrechtes, deutliches, ordinäres Deutsch ist — man könnte die ganze Sprachlehre aus dieser Note lernen. Kein französisches Wort,

welches den schwerfälligen Sermon unterbräche — und ich glaube gar, der Mann hat sich die Neuerer in der Orthographie zum Muster genommen, und fängt an, die großen Buchstaben abzuschaffen!"

Der Baron sah sich in seinen Betrachtungen durch das Erscheinen seiner Tochter unterbrochen.

Klaudia, Freifräulein von Lispelhain, war eine königliche Erscheinung, wie deren selbst in distinguirten Familien wenige gefunden werden. Eine wunderbar edle Schönheit des Antlitzes vereinigte sich mit einer junonischen Gestalt zu einem bezaubernden Ensemble. Ein Paar dunkle, glühende Augen blitzten unter den kühngebogenen, schwarzen Brauen hervor, und ihr Leuchten gab dem ganzen Gesichte einen eigenthümlichen Glanz. Von der hohen weißen Stirn hob sich das rabenschwarze, glänzende Haar wie ein natürlicher Schmuck vortheilhaft ab. Ueber der ganzen Erscheinung lag jener poetische Hauch, der ein tiefernstes, warmes inneres Leben verräth.

Wie der Zeremonienmeister seine Tochter, auf welche stolz zu sein er alle Ursache hatte, hereinschweben sah, legte er das Papier, das er eben in der Hand hielt, zur Seite, stand auf und ging

ihr entgegen. — „Ah — schön, daß Du kommst, mon enfant!“ — rief er aus. — „Ich möchte Dich dem Feiertage vergleichen, welcher die schwere Werktagsarbeit abschneidet!“

Klaudie lächelte, indem sie nicht ohne einen Anflug von Ironie bemerkte: „Ich muß gestehen, mein Vater, Sie haben es darauf angelegt, mir von der Galanterie dieses Hofes die glänzendsten Begriffe beizubringen.“

„Weil ich, der Papa, Dir Komplimente mache?“ — fiel der Baron geschmeichelt der Tochter in's Wort. — „Mein Kind, der feine Hofmann sollte eigentlich gar keine Familie haben, und hat er eine, so sollte er ganz auf fremdem Fuße mit ihr stehen! Dieses bürgerliche Familienleben verdirbt den Ton, wie Sommersprossen den Teint ruiniren!“

„Ich dächte doch, mein Vater, der süße Ton der Herzlichkeit, der Liebe könnte unmöglich eine schlimme Folge haben!“ — wandte Klaudia mit tiefem Gefühl ein, das in den weichen Tönen ihrer Stimme einen wunderbar treuen Dolmetsch fand.

„O doch, doch, mein Kind!“ — ereiferte sich

Lispelhain seiner Tochter zu opponiren, die zu begreifen ihm jeder Maßstab fehlte. — „Diese larmoyante Herzlichkeit macht engherzig — die Familienmisere stumpft den Geist für die Kombinationen des Hoflebens ab, wo es täglich gilt, eine neue Position einzunehmen, eine neue Flankenschwenkung zu machen. — Sieh mich an, par exemple! Als Deine selige Mama noch lebte, war ich ein einfacher Kammerherr. Als aber Mama zu ihren Ahnen versammelt wurde, als Du zur Tante nach der Königsresidenz abgegangen warst, da entfaltete sich, aller häuslichen Bande ledig, meine geistige Kraft ganz nach außen hin — ich trat auf — eh bien, ich sah und siegte!"

Klaudie hatte anfänglich mit ironischem Lächeln der selbstbewußten Auseinandersetzung des Vaters gelauscht. Der Spott verschwand aber, als sie überlegte, daß des Vaters ganzes Leben in dieser künstlichen Welt wurzelte, auf die er in seiner Ergießung ein so großes Gewicht gelegt, und sie sagte mit ernst anklingender Stimme: „Diese Erfolge mögen genügen, um den Silberhauch der Seelenzufriedenheit über ein ergrauendes Haupt auszustrahlen — aber das junge Leben

zieht es nach Innen — da hängt die Lösung des Zukunftsproblems von anderen Zeichen und Größen ab!"

„Von Größen" — fing der Zeremonienmeister das Wort auf, das seinem Horizonte so nahe lag — „ja wohl, mein Kind — von Größen! Das ist ganz aus meiner Seele gesprochen! Mit Größen muß man sich also zieren, um selbst eine Größe zu werden, und sich als solche zu behaupten. In dieser Beziehung habe ich auch Dir schon hier am Hofe vorgearbeitet — ich habe Dir die Wege geebnet."

„Ah, mein Vater" — unterbrach Klaudie ihren Vater, und das gedehnte Wort gab von der Unbehaglichkeit Kunde, von der sie sich plötzlich beschlichen fühlte. — „Sie haben diese langweilige Heiratskombination mit dem jungen Frischeisen noch nicht ad acta gelegt?"

Der Zeremonienmeister rieb sich vergnügt die Hände, indem ein Lächeln über seine Züge huschte. Zugleich stieß er rasch die Worte hervor: „Was Frischeisen — Frischeisen heißt längst schon bei mir altes Eisen — keine Spur mehr von diesem Namen in meinen Kombinationen — der diplo-

matische Windzug hat sich gedreht und — wir haben uns mitgedreht! Der alte Frischeisen ist ein verlorener Posten am Hofe — wird abgelöst — und jetzt gilt es, die neue Besatzung für sich zu gewinnen!“

Klaudie fühlte sich durch die Worte des Vaters, die ihr so unerwartet kamen, angenehm berührt, und aufmerksam geworden, äußerte sie ihre Verwunderung über das so eben Vernommene, indem sie sagte: „Wie — Sie haben also dieses Heiratsprojekt fallen gelassen, ohne mich auch nur zu fragen? Setzen wir nun den Fall, mein Vater, ich hätte eine Passion für diesen jungen Frischeisen —“

„Dann magst Du diese Passion eine Partie grande patience spielen lassen, während ich eine neue Mariage für Dich ansage!“ witzelte Lispelhain in seiner gewohnten geistreichen Manier, die an ihm selbst in der Regel den einzigen, dafür aber um so eifrigeren Bewunderer fand.

Klaudie verwand ihre Zufriedenheit über die aufgelassene Heiratskombination des Vaters, und indem sie das Gegentheil von der Stimmung, die sie wirklich empfand, zu fingiren für gut fand,

rief sie lebhaft: „Ohne mich auch nur zu fragen! Das ist doch recht abscheulich! Und — und — damit ich es Ihnen nur kurzweg gestehe — lieber Papa — aus dieser neuen Mariage kann nichts — durchaus nichts werden — denn — denn ich liebe, ja ich liebe diesen jungen Frischeisen!“

Lispelhain prallte verblüfft einen Schritt zurück. — „Du — Du liebst — den jungen Frischeisen“ — stotterte er, ohne sich in Wort und Gedanken orientiren zu können — „nachdem Du, so oft ich der Partie gedachte, immer ein Gesicht machtest, als ob Du Essig statt Thee dejeunirt hättest?“

„Mögen Sie sich immerhin wundern, lieber Papa!“ — verharrte Klaudie in ihrer mit taktischer Präzision eingenommenen Position. — „Ich widerrufe nicht! Nun Sie mir Hindernisse in den Weg legen, liebe ich meinen Exbräutigam ganz außerordentlich — und schlagen Sie sich nur gleich jede anderweitige Kombination aus dem Kopfe, Papa!“

Lispelhain begann ängstlich zu werden, da er seine Tochter so energisch ihre Kaprice verthei-

gen sah. — „Aber Klaudie" — ereiferte er sich, sein Kind umzustimmen — „mon enfant — wenn ich Dir sage, der Frischeisen ist verloren — in voller Ungnade — morgen vielleicht schon entlassen!"

„Um so besser!" — rief Klaudie mit einer Entschlossenheit, die dem Vater das Haar vor Entsetzen sträuben machte. — „Dann wird mir Gelegenheit, dem Sohne meine edle, uneigennützige Liebe beweisen zu können, indem ich keinem anderen Manne angehören will!"

Dem geistigen Auge des Zeremonienmeisters entrollte sich eine unheimliche Zukunftsperspektive, und immer ängstlicher sich geberdend rief er: „Aber, mon enfant — so nimm doch Raison an — bedenke die Stellung Deines Vaters — ich halte mich keine vierundzwanzig Stunden, wenn der neue Kanzler seinen Einfluß gegen mich geltend machen sollte!"

Klaudie sah den Vater mit komischem Entsetzen an, indem sie pathetisch ausrief: „Sie wollen doch nicht, daß ich einen Kanzler heiraten soll?"

„Es freut mich, daß wir uns endlich auf dem Wege zur gegenseitigen entente cordiale begeg-

nen!“ — entschlüpfte es dem Baron aus wesentlich erleichterter Brust.

„Warum wollen Sie mich nicht gleich lieber mit einer Mumie verheiraten?“ — eiferte Klaudie. „Ein Kanzler!“ — Und indem Klaudie einen sie überrieselnden Schauer fingirte, schüttelte sie den Kopf, wie Jemand, den es fieberhaft fröstelt, und rief: „Brr! Der Rücken eine Ellipse — die Nase eine Parabel! — Die Augen zwei Glasglocken — die Stirn ein Sargdeckel — die Sprache ein Hüsteln — habitus tuberculosus — Alter: fünfundsiebzig Jahre —“

Der Zeremonienmeister lebte sichtlich auf, indem ihm Klaudie die muthmaßlichen Eigenschaften eines Kanzlers auf eine so drastische Art ausmalte. — „Weit vom Ziele!“ — rief er jetzt hocherfreut, den Befürchtungen seiner Tochter ein so glänzendes Dementi geben zu können. — „Weit vom Ziele, mon enfant! Mein Kanzler ist ein Adonis! der Rücken viel zu gerad für einen Hofmann — die Nase ein Adlerfragment — die Augen zwei Raketen — die Stirn ein Wetterleuchten des Witzes und der Heiterkeit — die Sprache ein wundervoller Tenor, den unser Intendant

vom Platz weg mit fünftausend Thalern engagiren könnte — Alter fünfundzwanzig Jahre — kann es einen interessanteren Kanzler geben?“

Lispelhain ließ seinen Blick mit triumphirender Sicherheit auf der Tochter haften, um sich des günstigen Eindruckes seiner Aufklärungsrede zu versichern.

Aber ihm gegenüber stand kein überwundener Feind, der bereit gewesen wäre, die Segel zu streichen. In demselben Augenblicke, als sich Klaudie geschlagen sah, bäumte sich ihr weiblicher Trotz auf und sie rief mit fast heftiger Stimme: „Und wenn er ein Apollo wäre — ich mag ihn nicht!“

Dann stieß sie einen halb komisch anklingengenden Seufzer aus und fuhr mit sentimentalem Anflug im Tone fort: „Ich bleibe meiner alten Liebe, dem jungen Frischeisen, treu und spreche entschlossen: „Dieser oder — Keiner!“

„Und mein Projekt!“ — stellte Lispelhain, abermals vollkommen verwirrt, der Tochter vor. — „Meine wundervolle Kombination! — Ich hatte mir das so diplomatisch schlau ausgedacht — Der Anonymus ist ein junges, frisches Blut, — lebhaft — leicht erregbar — wenn er Dich

par exemple in einer romantischen Situation zum ersten Mal erblickt hätte — es hätte nicht fehlen können — er würde Feuer gefangen haben — bist Du doch mein Blut — meine schöne, kluge Klaudia!“

Klaudie setzte den bestechenden Schmeichelworten ihres Vaters eine grausame Gleichgiltigkeit entgegen, und vernichtete ihn vollends durch das entschiedene Wort: „Aber der Kanzler hat mein verneinendes Votum!“

„Ich appellire an Deine kindliche Liebe, Klaudie“ — flehte der Vater. — „Auf heute Nachmittag ist der junge Kanzler in das Atelier des Herzogs bestellt — dort hättest Du ihm nach meinem Plane zum ersten Mal in die Augen fallen sollen — inmitten der Gemälde, Statuen und Kunstwerke, welche das Auge für die Reize des lebendigen Schönen nur noch empfänglicher machen. — Sieh, mein Kind — wie diplomatisch ich das kombinirt hatte — der junge Kanzler hätte die Partie verlieren — ich sie gewinnen müssen!“

Die letzten Worte des Vaters schienen Klaudien plötzlich wieder anderen Sinnes gemacht und in ihren Entschlüssen eine den väterlichen Inten-

tionen günstige Wendung herbeigeführt zu haben. Nachdem Sie gespannt gelauscht hatte, näherte sie sich dem Vater mit den raschen Worten: „Im Atelier des Herzogs, sagten Sie, Papa? Ei wirklich — und wenn ich es überlege — man könnte sich den Kanzler doch wenigstens ansehen!"

Der Zeremonienmeister wußte sich vor Glück über die so unerwartete Sinnesänderung seiner Tochter kaum zu fassen. Er klatschte freudig in die Hände, indem er rief; „Ansehen! welches verständnißinnige Eingehen in meine diplomatische Kampagne! Ansehen — ei Du mein Engel — das ist ja Alles, was ich von Dir verlange! Ansehen!" — der glückliche Mann streifte sein Kind mit einem verklärten Lächeln, und drückte in der Ueberschwenglichkeit seines Seelenjubels einen Kuß auf dessen Stirn, entzückt murmelnd: „Ansehen — Engel!"

„Aber im Atelier des Herzogs, Papa — und auch nur dort!" — stellte Klaudie lebhaft ihre Kapitulationsbedingung.

„Ei freilich" — gab der Vater zu, nach zugestandener Hauptsache bereit in allen Nebenpunkten sich willfährig zu zeigen, zumal wo dieselben ganz

in seine Pläne paßten, wie dies eben hier der Fall war. — „Ei freilich, im Atelier des Herzogs! Ich führe Dich früher dort ein — dann komme ich wieder mit dem jungen Mann, und führe ihn ein — das Uebrige wird sich schon selbst einführen — und kommt der Herzog, so lasse ich Dich durch die Hinterthür des Ateliers entschlüpfen, zu welcher ich den Schlüssel habe! Victoire! — Die Affaire ist gewonnen!"

„Wohlan denn, Papa," — ergab sich Klaudie vollends — „ich harre Ihres Winkes!"

Fünftes Kapitel.

O ich bin klug und weise! — Diplomatische Schachzüge. — Misverständnisse.

Klaudie war kaum verschwunden, als Jakob, der Diener des Zeremonienmeisters von Lispelhain, ein Mann, der immer eine unnachahmliche Grandezza zur Schau trug, mit einem dicken Foliobande unter dem Arme in das Zimmer eintrat.

„Ich bringe das Resultat meiner Nachforschungen mit sammt allen Beilagen, Euer Gnaden!“ — führte sich Monsieur Jakob mit würdevoller Wichtigkeit ein.

„So — so“ — murmelte der Zeremonienmeister sichtlich kontentirt — „also hat Er glücklich herausgebracht, wie der Fremde heißt?“

Jakob räusperte sich bedächtig und sagte dann mit Pathos: „Darüber herrscht zwar noch das alte Dunkel, Euer Gnaden —“

Lispelhain fuhr enttäuscht auf, und schleuderte dem Diener einen Narren an den Kopf, indem

er polterte: „Was hat denn dann Seine Expedition gefruchtet?"

Jakob ballte sich verletzt zusammen, wie ein Igel, der sich zur Wehre setzt, und sagte trotzig: „Wenn man Alles dazu nimmt, was noch entdeckt werden kann, so hat meine Expedition unberechenbare Folgen gehabt, Euer Gnaden — wenigstens für mich, der ich nicht gut rechnen kann."

„Was weiß Er also von dem Fremden?" inquirirte der Baron barsch.

„Zuerst habe ich glücklicherweise herausgebracht wo er logirt!"

„Da die Residenz nur ein Hotel besitzt, war dies nicht allzu schwer zu eruiren!" — murrte der Baron, die Genugthuung Jakobs über seine Errungenschaft nicht theilend.

„Aber in diesem einzigen Hotel logiren viele Passagiere, wie aus diesem Fremdenbuche zu ersehen!" — wandte Jakob gekränkt ein, indem er den Folioband unter seinem Arme hervorzog und darin blätterte. „Denn hier — Folio 137, ganz oben steht geschrieben: Eingekehrt am 12. August: Frau von Güldenkraut. Nachdem ich mich lange

mit der Frage beschäftigt, ob diese Frau von Güldenkraut nicht unser Unbekannter wäre, schien sich die Sache endlich doch durch ihre innere Unwahrscheinlichkeit von selbst zu erledigen, und ich ging zur weiteren Tagesordnung, das heißt auf den zweiten und letzten Namen der unter diesem Datum Eingekehrten über."

„Nun — und dieser zweite heißt?" — warf der Baron gespannt hin.

„Dieser Zweite heißt — oder ist vielmehr ein Anonymus, ein Herr N. N."

„Was? Ein Anonymus?" — ereiferte sich auffahrend der Zeremonienmeister. „Also bis in das Fremdenbuch hinein treibt dieser Mann das Geheimniß! Er ist's — es ist kein Zweifel!"

„Er muß es sein!" — intonirte Jakob — „denn außer ihm und Frau von Güldenkraut ist seit dem 31. Juli, also seit vierzehn Tagen, Niemand anderer im Hotel eingekehrt."

„Laß Er sehen!" — murmelte der Baron, dem Diener das Fremdenbuch aus der Hand nehmend, um sich durch den eigenen Augenschein von der geheimnißvollen Eintragung zu überzeugen. — „Richtig! Name, Charakter, Stand: N. N. —

nichts weiter! Und hat sich der Wirth nicht nach den Pässen des Fremden erkundigt?"

„Der Wirth meinte, der beste Paß eines Passagiers sei das Geld, und davon müsse der Herr N. N. eine genügende Quantität haben, denn er bezahle Alles pünktlich!"

„Also reich!" — rief der Baron, diesmal ausnahmsweise durch den Bescheid des Dieners erfreut. „Um so besser — und hast Du nicht in Erfahrung bringen können, wie dieser N. N. aussieht?"

„Er soll ein schöner, junger Mann von Mittelgröße sein, schwarzes Haar, feurige Augen, eine spitze Nase haben, einen schwarzen Frack und eine weiße Weste und Halsbinde tragen."

Jakob sah sich in seiner Toiletteaufzählung durch eine wohllautende Stimme unterbrochen, welche plötzlich mit den Worten dazwischen fuhr: „Sie verzeihen die Störung, Herr Baron!"

Herr und Diener wandten sich gleichmäßig überrascht, und der Letztere prallte vollends verblüfft zurück, als er den Anonymus ganz so, wie er ihn eben detaillirt beschrieben, in der Mitte des Zimmers stehen sah. Derselbe mußte, wäh-

rend Jakob sein Signalement zum Besten gab, unbemerkt eingetreten sein.

Dem Baron entschlüpfte ein vernehmliches „Ah!“ der Verwunderung — Jakob schlich sich mit der halblauten Bemerkung davon: „Mein Seel — der ganze Herr N. N. — wie er leibt und lebt!“

Der Baron faßte sich rasch und bewillkommnete den räthselhaften Gast. „Sie machen mich glücklich, mein lieber Herr — Herr“ —

Hier stockte er, indem er im Stillen zu sich selbst sagte: „Was Einem solch' ein Anonymus doch in der Titulatur zu schaffen macht!“

Während sich der Baron unter den Namensängsten krümmte, nahm der Fremde ohne eine Spur von Verlegenheit das Wort und rief: „Das Glück wäre ganz auf meiner Seite, wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lästig zu fallen! Aber verzeihen Sie einem Fremden, welcher unbekannt mit dem schlüpfrigen Terrain seine Zuflucht zu Ihnen nimmt!“

Der Baron sagte nichts, indem er sich geschmeichelt verneigte, aber im Stillen dachte er ungefähr: „Gott sei Dank — jetzt wird er sich wahrscheinlich vorstellen!“

„Die hohe Stellung, welche Sie an diesem Hofe einnehmen“ — fuhr der Fremde fort — „läßt mich glauben, daß Sie auch in die Geheimnisse dieses Hofes eingeweiht sein werden!“

Der Baron horchte gespannt, da ihm diese mysteriöse Einleitung interessante Enthüllungen zu versprechen schien.

Da der Anonymus einen Augenblick schwieg, als erwarte er eine Antwort, so ließ sich der Baron, seine Stimme zu einem geheimnißvollen Flüstern dämpfend, vernehmen: „Geheimnisse — ja — die Geheimnisse sind eben mein Element — hier wird kein Faden gesponnen, welcher mir entginge!“

„Um so besser!“ — fiel der Andere ein. — „Dann werden Sie wohl auch genaue Kenntniß von dem Stande der Affairen am Ritzbüttler Hofe haben!“

Des Zeremonienmeisters Spannung verwandelte sich in Unruhe und er murmelte unsicher: „Am Ritzbüttler Hofe — Affairen — daß ich nicht wüßte.“ — Doch plötzlich schien sich der Baron zu besinnen und lenkte ein: „Ja richtig, ich entsinne mich — die letzte Geschichte“ —

„Also Sie wissen?“ unterbrach ihn der Andere lebhaft.

„Allerdings — es ist mir nicht entgangen“ — dehnte der Baron, mit einer gewissen Verlegenheit kämpfend, die es einem Unbefangenen sehr wahrscheinlich hätte erscheinen lassen müssen, daß der Sprecher von der Ritzbüttler Geschichte noch kein Sterbenswörtchen gehört. „Aber wir könnten Platz nehmen!“ unterbrach er sich plötzlich. — „Sitzend bespricht sich so etwas viel leichter!“

Lispelhain nahm einen Stuhl und winkte dem Anonymus, ein Gleiches zu thun und sagte: „Das ist der erste unvorgestellte Anonymus, der bei mir zu einem Sitze kommt — aber diese Ritzbüttler Geheimnisse — ich weiß kein Wort!“

Der Anonymus, welcher dagegen der festen Ueberzeugung schien, daß dem Zeremonienmeister die Ritzbüttler Affaire eine geläufige sei, rief lebhaft, indem sich die äußerste Spannung in seinen Zügen malte: „Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie mir über den Stand der Sache, insoweit er hier bekannt ist, reinen Wein einschenkten!“

„Reinen Wein — mon Dieu!“ — lispelte der

Baron verlegen — „wie gern — ich liebe den reinen Wein.“ — Im Stillen ergänzte der verlegene Mann die lautgesprochene Phrase durch den Gedanken: „wenn ich nur erst die Bouteille hätte!“

Der Anonymus hatte kein Auge für die peinliche Lage, in welcher sich der Zeremonienmeister befand, da er über etwas Auskunft in detaillirter Form geben sollte, wovon er auch nicht die leiseste Ahnung hatte.

„Ich bedarf die genauesten Notizen, um auf dieselben meine weiteren Schritte dem Herzog gegenüber zu basiren!“ — inquirirte der Fremde unbarmherzig weiter.

Der Zeremonienmeister rang in seiner Beklemmung und flüsterte gezwungen lächelnd: „Ich bewundere Ihren diplomatischen Takt!“

„Also zur Sache!“ drängte der Anonymus, dem Baron näher rückend. — „Die letzten Nachrichten, welche von unserer Gesandtschaft in Ritzbüttel hier eingelaufen sind, brachten gewiß schon die Details der Affaire, welche zwischen unserem Gesandten und seinem Attaché zum Ausbruche gekommen!“

„Affairen in der Diplomatie — ja — ja richtig“ — stotterte der Baron, um nur zu bald zu stocken und sich selbst zu sagen: „und ich weiß kein Wort! Dieser Anonymus ist kaum vierundzwanzig Stunden da, und weiß schon, was in Ritzbüttel vorgefallen! Es ist hohe Zeit, daß ich mich mit ihm liire, er fängt an eine gewaltige puissance zu werden!“

Der Anonymus wußte nicht, wie er des Barons Schweigen deuten sollte, und rief endlich mit gepreßter Stimme: „Nun — lieber Baron? — Sie schweigen? Sie wollen mir kein Vertrauen schenken?“

„Vertrauen — o mein Gott, ja — ich sehe in der That keinen Grund, warum ich Ihnen nicht Alles vertrauen sollte, was ich von dieser Affaire weiß, ich habe nur die eine Besorgniß, ob Ihnen dies auch genügen würde?“

„O sprechen Sie, ich bitte!“ — drängte der Anonymus mit stürmischer Rede. — „Daß das wichtige Geheimniß bezüglich der Anlehensnegotiation unglückseliger Weise verrathen worden, das weiß der Herzog schon — nicht wahr, — der Gesandte hat einen Expressen geschickt — nicht wahr?“

Dem Zeremonienmeister erstarb Angesichts dieser Eröffnungen jedes Wort auf der Zunge. Er blickte den Anonymus starr an, indem er in halber Verzweiflung halblaut murmelte: „Anlehensnegotiation — der Ritzbüttler Gesandte — wie wird mir — ich habe von all' dem keine Ahnung — es ist kein Zweifel — ich habe es mit der einflußreichsten Persönlichkeit des Herzogthums zu thun — der Anonymus ist im Besitz der wichtigsten Staatsgeheimnisse — er weiß, was unsere Gesandten thun — was sie vorhaben und über was sie Expressen abfertigen — mon Dieu — wie wird mir — wenn er der Ritzbüttler Gesandte selbst wäre —"

Der Anonymus ließ dem Zeremonienmeister nicht die nöthige Zeit, um mit seinem Gedankenmonolog zu Ende zu kommen, er unterbrach ihn mit der heftigen Rede: „O mein Herr, Sie wissen nicht, auf welche Folter Sie mich durch Ihre diplomatische Schweigsamkeit spannen! Sagen Sie mir nur wenigstens — wie nahm der Herzog die Mittheilung auf, die ihm der Expresse brachte?"

„Er nahm sie — so zu sagen — gar nicht

auf" — stotterte der in die Enge getriebene Baron, während ihm der Angstschweiß auf der Stirn stand. — „Das heißt — sie ließ ihn ganz gleichgiltig!"

Des Anonymus Züge erhellten sich plötzlich, und er rief sichtlich erleichtert und erfreut aus: „Gleichgiltig? Ich fasse Hoffnung! Also könnte es sich noch arrangiren lassen? Der Attaché Frischeisen ist kein verlorener Mann?"

„Attaché Frischeisen?" — stammelte der Zeremonienmeister gedehnt, den Anonymus verblüfft anstarrend. — „Attaché Frischeisen — was — was ist's mit diesem Namen?"

„Frischeisen ist es eben" — erläuterte der Anonymus — „welchen der Gesandte im Verdachte hatte, daß durch seine Unvorsichtigkeit das Geheimniß aus dem Kabinet der Gesandtschaft herauskam!"

„Mon Dieu — welch' ein Licht geht mir auf!" — rief der Zeremonienmeister überrascht da er mit einem Mal alles Wunderbare, das er heute erlebt, in einer neuen Beleuchtung sah. In rascher Folge drängten sich ihm die Gedanken, und wenn wir denselben zu folgen versuchen, so

würden wir sie ungefähr folgende feste Formation annehmen sehen: „Daher also die Ungnade des Kanzlers! Welche Kombination! Und wenn wir es weiter verfolgen — der Ritzbüttler Gesandte wurde gewiß vom Herzog berufen, die erledigte Kanzlerstelle einzunehmen — er kommt inkognito von Ritzbüttel an, um das Terrain zu sondiren — er will auch mir auf den Zahn fühlen, mir — haha — aber er soll in mir seinen Mann finden — er soll sehen, daß ich in alle Hofgeheimnisse eingeweiht bin — Alles weiß.“ —

Lispelhain konnte ungestört seinen Gedankenkombinationen nachgehen, denn der Anonymus legte seinem Schweigen ein diplomatisches Ueberlegen und Erfassen der Situation zu Grunde, und verfolgte gespannt jede seiner Mienen, bis er endlich ungeduldig ausrief: „Sie tödten mich durch ihr Schweigen, Baron. Ich sehe, Sie sind nicht geneigt, mir Rede zu stehen — Sie zögern sogar mit der Beantwortung meiner harmlosen Frage, ob der junge Frischeisen ein verlorener Mann sei.“

Der Zeremonienmeister fand den Augenblick,

um seine gewichtige Stimme mit Entschiedenheit ertönen zu lassen, gekommen, er warf sich in die Brust und sagte mit würdevollem Pathos: „Nun ja — der junge Frischeisen ist ein verlorener Mann!“

„Wirklich?“ unterbrach der Anonymus erschreckt den Sprecher. „Es ließe sich also nichts mehr arrangiren?“

„Es kommt Alles darauf an, welche Hand arrangirend eingriffe!“ — bemerkte Lispelhain fein.

„Mein Gott! welche andere als jene des Gesandten, der sein Unrecht doch schon eingesehen.“

Der Zeremonienmeister ließ den jungen Mann nicht ausreden. Es war für ihn zur Gewißheit geworden, daß er dem Ritzbüttler Gesandten gegenüberstehe, und er bemächtigte sich, ein feines, bedeutungsvolles Lächeln vornehmend, des Wortes. „Also wirklich!“ — rief er, scheinbar überrascht. — „Der Gesandte selbst interessirt sich für ein Arrangement — ich wußte das — aber alle Folgen lassen sich denn doch nicht mehr gut machen — die Ungnade des alten Frischeisen zum Beispiel!“ —

Der Anonymus erschrak sichtlich über Lispelhains letzte Worte, und der tiefe Eindruck, den dieselben auf ihn machten, verrieth sich in dem lebhaften Ausrufe: „Was sagen Sie — der Kanzler —“

„Ist gestürzt — und über seine Stelle ist verfügt!“ — versicherte der Zeremonienmeister mit scharfer Betonung und unendlicher Grandezza.

Eine außerordentliche Bestürzung malte sich auf dem Gesichte des Anonymus, als demselben die apodiktische Behauptung des offenbar gut unterrichteten Hofmannes an das Ohr tönte. — „Gestürzt — über seine Stelle ist verfügt“ — murmelte der Anonymus tonlos, indem er ein Bild gänzlicher Verstörtheit dastand.

„Ja verfügt“ — nahm Lispelhain, der für den eigentlichen Gemüthszustand seines Gegenübers kein Verständniß hatte, wieder das Wort, indem er den Anonymus mit einem feinen Lächeln fixirte. — „Verfügt zu Gunsten des Ritzbüttler Gesandten!“

„Des Ritzbüttler Gesandten?“ — unterbrach ihn der Anonymus, dessen Staunen immer noch zunahm, stürmisch.

Der Zeremonienmeister deutete die Verwunderung und Bestürzung des Anonymus auf seine Weise, nahm Alles für Schein und sagte selbstgenügsam zu sich selbst: „Was er für ein Gesicht macht, der schlaue Diplomat, da ich ihn zwinge, die Waffen vor mir zu strecken, der ich in Alles eingeweiht bin!“ — Dann wandte er sich mit lauter Rede wieder an sein Gegenüber und bemerkte: „Ja wohl — wie ich es Ihnen sage — zu Gunsten des Ritzbüttler Gesandten, welcher gestern hier angekommen ist —“

„Angekommen!“ — stammelte der junge Mann.

„Heute schon geheime Audienz beim Herzog gehabt hat“ — fuhr Lispelhain im zuversichtlichsten Tone fort — „äußerst — ja äußerst gnädig aufgenommen wurde —“

„Dann gibt es keine Hoffnung mehr!“ — sagte der Anonymus muthlos zu sich selbst.

„Und für dessen Ernennung zum Kanzler alle diplomatischen Anzeichen sprechen!“ — schloß der Zeremonienmeister seine Rede, indem er sein Gegenüber mit einem triumphirenden Blicke festhielt, der seine ganze siegesbewußte Sicherheit aus-

drückte, daß er das Rechte und einzig Wahre getroffen. Um seiner Ueberlegenheit einen entschiedeneren Ausdruck zu geben, fragte er mit feinem, bedeutungsvollem Lächeln: „Nun — was sagen Sie dazu, mon ami?“

Der Zeremonienmeister hatte noch sein Auge forschend auf dem Antlitze des Anonymus haften, als die Stimme des Bedienten Jakob von der Schwelle der in das Vorzimmer führenden Thür in meldendem Tone ertönte: „Seine Gnaden, der Herr Kanzler von Frischeisen wünschen Ihre Aufwartung zu machen!“

Die Meldung Jakobs machte einen eigenthümlichen Eindruck auf den Anonymus. Ein leichter Schrecken malte sich in seinen Zügen und er rief lebhaft: „Mein Gott, — der Kanzler — wo verberge ich mich?“

„Ah — ich begreife!“ — flüsterte der Zeremonienmeister, indem ein diplomatisches Lächeln über seine vertrockneten Züge glitt. — „Sie wollen die gefallene Größe nicht demüthigen!“

„Ich will dem Kanzler jetzt wenigstens nicht in den Weg kommen!“ sagte der junge Mann mit Bestimmtheit.

„Ich verstehe“ — stimmte Lispelhain lächelnd bei — „erst bis Alles ein fait accompli ist — darum bemühen Sie sich gefälligst nur in dieses Kabinet!“

Der Zeremonienmeister geleitete den Anonymus mit zuvorkommender Artigkeit zu der linksseitigen Thür, welche in die weiteren von ihm bewohnten Gemächer führte, und bemerkte höflich: „Seien Sie ohne Sorgen — ich werde es kurz machen mit dem ci-devant Kanzler — es soll seine Abschiedsaudienz bei mir sein!“

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron!“ — rief der junge Mann, indem er im benachbarten Kabinet verschwand.

Der Zeremonienmeister schloß eigenhändig die Thür hinter ihm, kehrte zu seinem Tische zurück, und nahm an demselben in bequemer Haltung Platz, wobei er eine Stellung einnahm, daß sein Rücken die Thür des Kabinets, in welchem der junge Mann verschwunden war, wenn auch nicht berührte, so doch deckte. Dann schleuderte er mit unnachahmlicher Grandezza dem eines Bescheides harrenden Bedienten die Weisung

zu: „Der Herr Baron von Frischeisen sind willkommen!“

Jakob ging, die Thür des Vorzimmers zu öffnen.

Sechstes Kapitel.

Eine Note. — Wo ist der Kanzler?

Der Kanzler trat mit den Worten ein: „Ich komme, lieber Baron, um ihre Intervention in Anspruch zu nehmen! Sie werden sich erinnern, daß der Herzog heute Morgens nicht in der Lage war, meinen Vortrag anzuhören.“

Der Zeremonienmeister hatte sich schon in dem Augenblick, da Frischeisen seine Rede begonnen, bedenklich zu räuspern angefangen und unterbrach den Letzteren jetzt, einen förmlichen Ton anschlagend, der gar sehr gegen denjenigen abstach, dessen er sich in den Zeiten beflissen hatte, da er den Kanzler als eine noch in Macht und Ansehen stehende Größe zu betrachten und für sich auszubeuten gewohnt war.

„Ob ich mich erinnere!“ — rief er lebhaft. — „Als ob man ein historisches Ereigniß so leicht vergessen könnte!“

Der Kanzler beachtete die heroisch anklingende Phrase seines Kollegen nicht, sondern sagte trocken, da er die Vorfälle vom Morgen längst für abgethan und vergessen hielt, wie er denn überhaupt natürlich gleich im Anfange nicht jenes Gewicht auf dieselben gelegt, das ihnen der Zeremonienmeister in seinen diplomatischen Kombinationen beizumessen für gut fand: „Es liegen aber einige Geschäftsstücke vor, welche heute zur Erledigung kommen müssen — wollen Sie daher den Herzog ausholen, zu welcher Stunde es ihm genehm wäre, mich anzuhören!“

Der Zeremonienmeister konnte sich anfänglich, als er den Kanzler so unbefangen wie ohne die leiseste Ahnung seines Sturzes sprechen hörte, einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren. Doch entschlug er sich derselben mit raschem Takt und gewann bald seine ganze Sicherheit, die nun auch aus seiner Antwort heraus klang.

„Sie stellen da meine Freundschaft auf eine Probe, Herr Baron“ — sagte er — „welcher sie nicht gewachsen ist!“

„Eine Probe? Ich verstehe Sie nicht!“ — verwunderte sich der Kanzler naiv.

„Begreifen Sie denn nicht“ — beeiferte sich Lispelhain den Arglosen aufzuklären — „daß es ein höchst gefährliches Unternehmen wäre, die Gedanken Seiner Herrlichkeit auf Sie hinlenken zu wollen?“

„Ah — so sind Sie noch nicht von Ihrer heutigen Frühmarotte geheilt?“ — rief der Kanzler, der allmälig zu begreifen anfing, heiter. „Glauben Sie noch immer an das rothe Gespenst einer Ungnade?“

Der Zeremonienmeister nahm eine beleidigte Haltung und Miene an und sagte piquirt: „Eine Marotte? Herr Baron — ich will nicht hoffen, daß Sie es auf einen Affront abgesehen haben? Es würde einem Manne in Ihrer Situation übel anstehen, einen annoch — grace au Dieu — feststehenden Mann vor den Kopf stoßen zu wollen!“

„Beruhigen Sie sich, lieber Baron!“ — warf Frischeisen mit leichtem Spott ein, da es ihm darum zu thun war, Lispelhain für sein beleidigendes Benehmen zu strafen. — „Selbst mit dem besten oder schlimmsten Willen meinerseits würde es mir nicht gelingen, Sie vor den Kopf

zu stoßen — blos wegen gänzlichen Abganges eines Substrates auf Ihrer Seite, gegen welches das Attentat gerichtet sein könnte!“

Der Zeremonienmeister gab sich die Miene, als verstände er Frischeisens beißende Anspielungen nicht, und sagte trocken: „Ueberhaupt wäre ich der Ansicht, Herr Baron, daß wir unseren Verkehr in Zukunft nur auf das Nothwendigste beschränkten.“

„Nach Belieben, lieber Baron!“ — ging Frischeisen auf die ihm gemachte Proposition ein und fuhr dann im Tone feiner Persiflage fort — „Wenn der Gedanke Ihre Zustimmung fände, so könnten wir sogar einen förmlichen diplomatischen Notenwechsel, anstatt des mündlichen Verkehres, eintreten lassen.“

Der Zeremonienmeister hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich im vollen Ernste des im Tone des Spottes hingeworfenen Gedankens zu bemächtigen und auszurufen: „Ganz aus meiner Seele gesprochen — sehen Sie da — ich habe mich eben mit der Anfertigung einer Note befaßt, welche ich Ihnen zukommen lassen wollte, um eine Angelegenheit zum Abschluß zu brin-

gen, welche jetzt in ein ganz anderes Stadium getreten!“

„Wenn Sie es zufrieden sind“ — fiel Frischeisen Lispelhain mit Humor in die Rede — „so erspare ich Ihnen die Mühe die Note kopiren und absenden lassen zu müssen! Intimiren Sie mir dieselbe persönlich — zu eigenen Ohren!“

„Zu eigenen Ohren? — Hm — Sie meinen, ich soll Ihnen den Brief selbst vorlesen.“

„Allerdings!“ — unterbrach der Kanzler, immer denselben persiflirenden Redeton einhaltend, den schwankenden Zeremonienmeister. — „Allerdings! Sie könnten sich sonst leicht kompromittiren, wenn der Diener, welchen Sie mit dem Briefe an mich abfertigten, aus der Schule schwatzte — mein Gott, man kann nie genug vorsichtig sein!“

„Wahr — wahr!“ — billigte Lispelhain die Ansicht Frischeisens und langte sofort entschlossen nach dem Briefe. — „Sehr wahr! Wenn Sie mich also anhören wollen, Herr Baron — so bitte ich Platz zu nehmen!“

Der Kanzler nahm einen Stuhl und setzte ihn so, daß er Lispelhain ins Auge fassen und

sich an seiner Vorlesergestalt weiden konnte. Dadurch kam er, gleich Lispelhain, mit dem Rücken gegen die Thür jenes Kabinets zu sitzen, in welchem der Anonymus bei seinem Eintreten zu verschwinden für gut befunden hatte.

Der Kanzler hing mit seinem Blicke in humoristischer Spannung an dem Antlitze des sich zur Lekture anschickenden Zeremonienmeisters, als sich die Thür aus dem Kabinet leise öffnete und den Anonymus durchschlüpfen ließ, der mit der Gewandtheit einer Katze im Rücken der beiden Männer gegen die in die Vorgemächer führende Mittelthür schlich, den Athem vorsichtig an sich haltend, von dem Fuße nur die Zehen ansetzend und sich mit dem Rücken immer längs der Wand hindrückend, bis er glücklich und von den beiden mit einander genugsam beschäftigten Diplomaten unbemerkt in der Mittelthür und durch diese im Vorgemache verschwand.

Das Knistern der Thür wurde durch den Anfang der Lekture gedeckt, denn der Zeremonienmeister begann eben mit nachdrücklichem Pathos: „Euer Hochedelgeboren, sehr geehrter Herr Baron!“ —

„Wenn ich mich recht erinnere“ — unterbrach Frischeisen den Vorleser lachend — „so pflegten Sie sonst immer eine andere Titulatur zu wählen — als etwa: mon ami — mon très-cher ami.“ —

„Ja — allerdings“ — ließ sich der Zeremonienmeister einigermaßen verlegen verlauten — „damals — aber jetzt — die Situation —“

„Ich verstehe, lieber Baron! Andere Zeiten, andere Vögel — andere Vögel, andere Lieder!“

„Lieder!“ — rümpfte der Baron die Nase. „Ich habe nie Lieder gemacht, und nicht einmal je welchegelesen, was doch noch verzeihlicher wäre. Doch — zur Sache!“

Der Baron setzte die Lekture des Briefkonzeptes fort: „Wenn ich jetzt nach reiflicher Ueberlegung“ — las er — „auf ein Arrangement zurückkomme, dessen Betreibung zu meinen Lieblingsgedanken gehörte, so geschieht dies, um einer veränderten Sachlage Rechnung zu tragen. Nicht als ob meine persönlichen Sentiments für Sie eine Aenderung erlitten hätten —“

„O ich bin überzeugt, lieber Baron!“ — beeiferte sich Frischeisen dem Anscheine nach gerührt den Vorleser zu unterbrechen, und reichte dem

Letzteren die Hand. Der Zeremonienmeister zögerte im ersten Augenlick, dieselbe zu ergreifen, da ihm aber endlich nichts Anderes zu thun übrig blieb, als das Unglück über sich ergehen zu lassen, eine in Ungnade gefallene Hand schütteln zu müssen, so sah er sich vorerst im Gemache um, als fürchte er, es könnte ein Zeuge unglückseliger Weise das belauschen, was er nun halb gezwungen thun mußte. Dann berührte er leise die ihm wider Willen aufgenöthigte Hand und fuhr, die seinige hastig wieder zurückziehend, in der Lekture fort: „Ich habe nur im Geiste Ihrer eigenen Andeutungen handelnd das Herz meiner Tochter zu Rathe gezogen, und mit ungeheuchelter Betrübniß wahrgenommen, daß dieses Herz dem angeregten Arrangement nicht jene Sympathie entgegenträgt, welche die Garantie für eine glückliche Zukunft in sich schlöße. Genehmigen Eure hochedelgeboren den Ausdruck der unveränderlichen Hochachtung von Ihrem ergebenen von Lispelhain, Oberhofzeremonienmeister."

„Das Datum noch, lieber Baron — das Datum des Aktenstückes!" — mahnte der Kanzler boshaft lachend den Vorleser.

„Den 14. August 1823!" — las Lispelhain, den Spott nicht fühlend, unbefangen.

Der Kanzler erhob sich rasch und sagte mit Humor. „Also, lieber Baron, laut freundlichst intimirter Note vom 14. August laufenden Jahres ersehe ich zu meinem Leidwesen, daß Sie die Hand Ihrer Tochter für zu hoch halten, um sie in die Rechte meines Sohnes zu legen. Vielleicht haben Sie über dieselbe schon zu Gunsten des Kanzlers in spe verfügt." —

„Könnte sein — könnte leicht möglich sein!" — gab Lispelhain mit einem gewissen bedeutungsvollen Nachdruck zu, und begleitete seine Rede mit einem eigenthümlichen, sprechenden Lächeln, das den Kanzler zu neuem Spott anregte.

„Aber ich hoffe im Interesse Ihrer Tochter" — ließ sich der Letztere, seine Rede zu einer beziehungsvollen Spitze zuschärfend, vernehmen — „daß sich der Kanzler seit dem Morgen in ein männliches Individuum verwandelt hat!"

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron — in ein wohlkonditionirtes männliches Individuum!" — versicherte Lispelhain mit Zuversicht.

„Sie werden es nach den Erfahrungen von früh begreiflich finden“ — verharrte der Kanzler — „wenn diese Behauptung bei mir auf einige Zweifel stößt.“ —

„Denen ich im Augenblicke ein Ende machen könnte!“ — pochte Lispelhain in seiner siegeswissen Zuversicht.

„Ich wäre wirklich begierig!“ — warf der Kanzler in ungläubigem Spotte hin.

Der Zeremonienmeister, den die Ungläubigkeit des Kanzlers in eine gereizte Stimmung versetzt hatte, in welcher er das Bedürfniß fühlte, den Spott des in Ungnade gefallenen Mannes sieghaft zurückzuweisen, ging mit raschem Schritte auf die linksseitige, in seine Appartements führende Thür zu, indem er mit Pathos ausrief: „Wohlan denn, ich habe die Ehre, Ihnen den künftigen Kanzler vorzustellen!“

Also sprechend riß der Zeremonienmeister, der sich seiner Sache gewiß hielt, die in das anstoßende Kabinet, in welches er den Anonymus selbst geleitet, führende Thür auf, prallte jedoch verblüfft zurück, als er dasselbe leer fand.

„Mon Dieu — er ist fort!“ — stammelte er.

Der Kanzler brach in ein lautes Gelächter aus, indem er rief: „Sie haben ein eigenes Unglück bei der neuen Besetzung der Kanzlerstelle!“

Die Worte waren noch nicht verklungen, als sich die aus dem Vorzimmer hereinführende Thür öffnete und auf der Schwelle derselben Henriette sichtbar wurde.

Henriette stand plötzlich wie aus der Erde herausgewachsen dem Kanzler gegenüber, als sich dieser zufällig umwandte. Der Anblick der Dame, welche nun schon zum zweiten Male im Verlaufe eines Tages sich in der eigenthümlichen Situation sah, für den abhanden gekommenen Kanzler in spe einstehen zu müssen, vermochte Frischeisen zu der mit Humor gesprochenen Aeußerung: „Ah — sieh' da — Fräulein Henriette! Sollten Sie, lieber Baron, wirklich dem Fräulein der vakanten Kanzlerposten zugedacht haben? Es scheint allen Ernstes so zu sein — aber was wird Ihre Tochter, lieber Baron, zu diesem Arrangement sagen? Haha — sie kann doch nicht Fräulein Henriette heirathen? Haha — adieu, lieber Baron!“

Der Kanzler entfernte sich lachend.

Der Zeremonienmeister stampfte wüthend mit dem Fuße, indem er ihm nachstarrte. — „Ich glaube, er foppt mich!" — rief er zornig. — „Aber es ist auch zum Verzweifeln mit diesem Anonymus — man ist seiner nicht sicher, und wenn man ihn in der Hand hielte!"

Der Zeremonienmeister wollte das Kabinet verlassen, und wandte sich bereits der rechtsseitigen Thür zu, welche in die Appartements seiner Tochter führte, als er sich von Henrietten am Arme erfaßt und aufgehalten sah.

„Sie müssen mich anhören, Herr Baron!" — rief Henriette lebhaft.

„Sie sind heute zu meiner Folter auf der Welt!" — stöhnte der Baron, indem er sich loszumachen strebte. — „Lassen Sie mich — ich muß den Anonymus zur Stelle schaffen, ich muß ihm schreiben, die Zeit, für welche er in das Atelier Seiner Herrlichkeit zitirt ist, naht heran — ich muß ihn haben!"

„Aber ich muß Ihnen sagen, daß —" wandte Henriette lebhaft ein, ohne daß sie auszureden vermochte. Denn schon war es dem Baron gelungen, sich von ihr loszumachen, und rasch die

Thür gewinnend, schleuderte er dem Mädchen nur noch die Worte zu: „Später — später — in zwei Minuten — sobald ich geschrieben, mögen Sie sprechen, so lang Sie wollen!“

Siebentes Kapitel.

Henriettens Entschluß. Der Unsichtbare.

Der Zeremonienmeister war kaum zur Thür hinaus, als der Anonymus spähend den Kopf durch die Mittelthür in das Kabinet steckte und halblaut rief: „Sind Sie allein, schöne Henriette?"

Henriette drehte sich mit einem „Ah!" freudiger Ueberraschung auf den Fußspitzen um und sagte mit lebhafter Betonung und sichtlich unter dem Eindrucke eines angenehmen Gefühls: „Ich habe nicht an die Möglichkeit gedacht, Sie hier zu finden!"

„Also doch an die Möglichkeit, mich wieder zu finden?" — warf der junge Mann lebhaft ein und sah das schöne Mädchen mit einem von innerer Genugthuung Zeugniß ablegenden Lächeln an.

Henriette erhob drohend den Finger ihrer kleinen, weißen Hand, und sagte abwehrend: „Keine Trugschlüsse gezogen! Der Zeremonienmeister würde sich über Ihr Hiersein sehr verwundern,

wenn er plötzlich einträte — den Brief an Sie in der Hand.“

„Er schreibt an mich?“ — unterbrach der junge Mann heiter die reizende Sprecherin. — „Nur zu — er mag mir später den Brief auch zu eigenen Ohren intimiren, wie er etwas Aehnliches vor wenigen Minuten dem Kanzler gegenüber ausgeführt, dessen Erscheinen mich eben zur Flucht getrieben. Während ich in den Korridoren dieses weitläufigen Schloßflügels umherirrte, gewahrte ich Sie von einer anderen Seite herkommend, — ich wagte es nicht, Sie anzurufen — dann schwebten Sie auch so schnell hin — und als ich Sie verfolgte, führte mir noch zum Ueberfluß das Unglück den Kanzler in den Weg! Es galt ein neues Verbergen — und nach all' diesen Abenteuern sehen Sie mich in Ithaka gelandet!“

„Sie haben dieses Ithaka ohne Nothwendigkeit aufgesucht“ — scherzte Henriette. — „Nicht so ich! Ich bin in ernster Sache da — um nie mehr wiederzukehren. Ich verlasse diesen Hof!“

Der Anonymus erschrak sichtlich, als er Henrietten, die mit rascher Wendung vom Scherz zum Ernst übergegangen war, so sprechen hörte. Mit

einer Stimme, in welcher seine innere Aufregung wiederklang, rief er lebhaft: „Sie verlassen uns — und warum?“

„Sagte ich es Ihnen nicht schon einmal, daß ich hier nicht fand, was ich suchte? Ich glaubte mich in einer von den Sorgen des täglichen Lebens und den Anfechtungen dieses Lebens gleich gesicherten Stellung der Kunst widmen zu können, für welche ich einen inneren Beruf in mir fühlte, der unwiderstehlich zu mir sprach. Ich fand ein sorgenloses Wohlleben, aber auch die Erschlaffung eines solchen. Ich wurde rasch ein Kind des Hofes und die Künstlersehnsucht schlummerte ein. Jetzt regt sie sich wieder — ich kann ihr nicht widerstehen, und könnte ich's, ich wollte es doch nicht! Jetzt treibt es mich, die weichen Ketten zu brechen, wieder hinaus zu fliegen, ein freier Vogel des Gesanges! Ich will wieder arm werden, arm und schutzlos, wie ich es war, als die Versuchung des sorgenlosen Wohllebens an mich herantrat. Ringend mit dem Leben werde ich — ich fühle das — meine ganze Kraft wiederfinden, und mit ihr die Kunst, der mich ein längeres Weilen an dieser Stelle vollends abtrünnig machen müßte. Und

wenn Ihnen das Alles nicht genügt — wenn Sie mich nicht verstehen — so will ich Ihnen noch Eines sagen, was mich schon für sich allein zum Gehen auffordern würde. Er liebt mich — er, dem ich den ruhigen, sorgenlosen Aufenthalt auf Montresor danke — und den ich nicht wiederliebe!“

„Er liebt Sie — wer — o kürzen Sie dies Räthsel, Henriette!“ — rief der junge Mann stürmisch und mit hochgerötheter Wange.

„Ich weiß nicht, warum es mich drängt, mich vor Ihnen auszusprechen“ — sagte Henriette mit jener Liebenwürdigkeit der unbefangenen Naivetät, die sie so schön kleidete. — „Ich kam doch nur dem Baron anzukündigen, daß ich heute noch diese Stadt verlassen will — verlassen muß!“

„Keiner Ihrer Gedanken — Ihr dunkelstes Ahnen höchstens könnte das Glück ermessen, welches mir Ihr Vertrauen bereitet, Henriette!“ — rief der junge Mann stürmisch.

„Der Herzog war heute in besonders glücklicher Stimmung“ — nahm Henriette wieder das Wort — „wie wenn ihm etwas Schönes, etwas Großes gelungen wäre! Kurz darauf, nachdem er

mich so unartig verlassen, bat er mich in das Atelier — malte da meinen Kopf so schön, daß mir selbst ganz eitel zu Muthe wurde — dabei strahlte sein Gesicht — der Strom seiner Rede fluthete so perlend weich, daß ihn ein Weib, welches ihn nicht mit dem nüchternen Auge voller Gleichgiltigkeit angesehen hätte, in dieser Minute hätte lieben lernen können. Ehe ich mich dessen versah, beugte er das Knie vor mir und sagte mir, daß er mich liebe — mich, die wie die Poesie seiner Kunst neben ihm wandelt!"

„Der Herzog? O mein Gott!" — ließ sich der junge Mann in lebhafter Bestürzung hastig vernehmen. — „Und Sie — Henriette — Sie sagten —"

„Ich sagte nichts!" — versicherte das Mädchen, den aufgeregten Mann mit einem ruhigen Blicke streifend. — „Denn ich arbeitete an dem Entschlusse der Flucht. Seit einer halben Stunde habe ich angefangen ihn auszuführen!"

„Aber wohin wollen Sie gehen?" — drängte der junge Mann.

„Ich weiß es nicht!"

„O dann nehmen Sie meinen Schutz an, Henriette!"

Henriette stand da, von einer dunklen Röthe übergossen, und starrte den jungen Mann sprachlos an.

Endlich stammelte sie: „Ihren Schutz? Seltsam — und ob ich auch nicht einmal den Namen des Mannes kenne, der mir ihn bietet, so ist mir's doch, als hätte ich ihn nicht zu fürchten! Wohlan denn — seien Sie mein Ritter in dieser Krise! Ich muß frei werden — führen Sie mich den Weg der Selbstständigkeit! Vor Allem handelt es sich für mich darum, von Montresor unangefochten und ungehindert zu verschwinden. Stehe ich erst auf neutralem Boden, dann werde ich mir selbst über den weiteren Weg und das weitere Handeln klar werden!"

„O wie glücklich machen Sie mich mit Ihrem Vertrauen, Henriette!" — rief der junge Mann in gehobener Stimmung. — „Fortan ruht Ihr Haupt an meinem starken Herzen — denken Sie, es sei ein Granit! Einige Stunden von hier ent- entfernt lebt mir eine Tante — einsam — in alter, mütterlicher Neigung zu mir — an diese werde ich Sie weisen — aber dann gilt es vor Allem im Augenblick Ihre Flucht zu mas-

kiren — den Zeremonienmeister zu benützen, ohne ihm etwas zu verrathen.“ —

Henriette, welche scharf hingehorcht hatte, da sich entfernte Tritte vernehmen ließen, rief plötzlich lebhaft: „Da kommt er schon!“

„Seien Sie ein Weib an Schlauheit, Henriette!“ — mahnte der junge Mann, indem er sich in das linksseitige Kabinet, in dasselbe, welchem er vorhin während der Unterredung der beiden Diplomaten entschlüpft war, flüchtete.

Der Zeremonienmeister trat mit den Worten ein: „Der Brief ist expedirt — ich stehe zu Ihren Diensten, mon ange!“

Henriette stand einen Augenblick nachdenkend da. Plötzlich schien sie einen festen Entschluß zu fassen, und sagte rasch: „Ich bin gekommen, Ihnen anzukündigen, lieber Baron, daß ich der steten Herrschaft, der drückenden Beaufsichtigung, welche man über meine Person übt, müde bin —“

„Mon Dieu! — welche Sprache!“ — unterbrach Lispelhain, sich scheu umsehend, die Sprecherin.

„Die Sprache der Wahrheit!“ — verharrte diese rücksichtslos. — „Ich bin kein Kind mehr

— warum also darf ich keinen Schritt aus meiner Wohnung thun, ohne den schleppenden Schritt meiner Garde de dame neben mir hinfegen zu hören?"

„Aber, mon ange" warf Lispelhain verlegen ein — „daß Sie in diesem Augenblick da sind, gibt Ihren Klagen das entschiedenste Dementi —"

„Die Freiheit dieses Augenblicks ist eine Illusion!" — entgegnete Henriette mit scharfer Betonung. — „Ich mußte der alten Dame einen Kramerschen Roman in die Hände spielen, und dem Umstand, daß sie sich auf ihrem Kabinet in die Leiden gestörter oder untergrabener Liebe verbiß, danke ich, die weiße Sklavin, die augenblickliche Erleichterung!"

„Weiße Sklavin — mon Dieu — welche Emanzipationsgelüste!" — stotterte der Zeremomienmeister bestürzt.

„Mit einem Wort, lieber Baron" — stürmte Henriette unbarmherzig auf den armen Mann ein, an dessen Verwirrung sie sich weidete — „ich will mich fortan freier bewegen — ich will allein ausgehen — allein ausfahren dürfen —"

„Allein ausfahren!" entsetzte sich Lispelhain.

„Allerdings — und das heute noch in Ihrer Equipage!“

„In meiner Equipage!“

„In Ihrer Equipage — oder ich bin morgen krank, wenn der Herzog die Diana malen will — und übermorgen wieder — und so fort jeden Tag, bis ich allein ausgefahren bin!“

„Krank!“ — stotterte der Baron verstört. — „Und Seine Herrlichkeit wird mich die üble Laune entgelten lassen —“

„Darum wählen Sie! Stellen Sie mir Ihren Wagen für heute Nachmittag zu einer Solofahrt zur Disposition — oder —“

„Mon Dieu!“ — wand sich der Zeremonienmeister geängstigt und in die Enge getrieben. — „Sie setzen mir ja das Messer an die Kehle mit einem: la voiture ou la vie —“

„Rasch entschlossen, lieber Baron!“ — drängte Henriette, sich zum Gehen anschickend — „Noch ist die Urne offen — ein bejahendes oder ein verneinendes Votum —“

„Nun denn — wenn es sein muß — Sie sollen den Wagen haben —“

„Abgemacht! Adieu, lieber Baron!“

Henriette wollte das Kabinet eben verlassen, als sich die linksseitige Thür öffnete und den Anonymus auf der Schwelle zeigte.

Derselbe näherte sich Henrietten, und indem er derselben galant seinen Arm bot, sagte er artig: „Sie werden erlauben, mein Fräulein, daß ich Ihnen das Geleite gebe!"

Sobald der Zeremonienmeister die Stimme des Anonymus vernahm und denselben aus demselben Kabinet heraustreten sah, in welchem er ihn vor Kurzem vergeblich gesucht hatte, erstarrte er zu Stein, und es bedurfte einer geraumen Weile, ehe er wieder zu sich selbst kam und in die Worte ausbrach: „Der Anonymus — hier — im Kabinet — und früher nicht hier. — Sind Sie denn unsichtbar, mein Herr?"

„Unsichtbar?" — nahm der Anonymus verwundert das Wort auf. — „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr — Sie haben mich so lange in diesem Kabinet warten gelassen, ohne mir anzuzeigen, daß der Rückzug frei sei, daß mir endlich die Geduld ausging, und ich auf ein Gerathewohl erschien, wie Sie sehen!"

„Und Sie waren wirklich immerfort in diesem

Kabinet?" — stammelte der Baron mit ungemindertem Staunen und zeigte auf das Zimmer, aus welchem der Anonymus so eben herausgetreten war.

„Mein Gott wo denn sonst?" — fragte dieser ungeduldig.

Der Zeremonienmeister sah abwechselnd den Anonymus und die Thür des räthselhaften Kabinets, an welchem er zum ersten Mal die Eigenschaft entdeckte, daß es die in demselben verborgenen Leute auch unsichtbar zu machen wisse, mit verlegenem Blicke an und sagte dann kopfschüttelnd: „Dann haben wir einen Eskamoteur am Hofe!"

Während der Zeremonienmeister noch so dem Vorgefallenen nachgrübelnd und einen Schlüssel dazu suchend dastand, verschwand Henriette am Arme des Anonymus.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Auf Dornen.

Zweites Buch.

Auf Rosen.

Gundling, Julius

Henriette Sontag Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen von Julius Gundling

Bd.: 1

Leipzig 1861